Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 45 Leipzig, den 8. November 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zum Geburtstag Luthers — Luthers Ablaßthesen eine That der christlichen Liebe — Das Menschenideal nach Luther — Hans Sachs. Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage am 5. November 1894. Schluß — Stimmungsbilder vom Sozialdemokratischen Parteitage: Zweite Hälfte — Von den Nebeln, die die Sonne suchten — Verschiedenes: Neue Veröffentlichungen über Luther und die Wittenberger Reformation; Trierer Lutherstudien; Das römische Interdikt über altkatholische Kirchen; Noch einmal das Machwerk des Herrn Notowitsch — Quittung — Anzeigen

Zum Geburtstag Luthers

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Hebr. 13, 7 f.

So oft der 10. November wiederkehrt, gedenkt die evangelische Christenheit ihres Martin Luther! Wie könnte sie ihn je vergessen! Nächst Gott verdankt sie ihm das teure Kleinod, das sie besitzt: das Evangelium von der freien Gnade des himmlischen Vaters, die den Sünder gerecht macht ohne all sein Verdienst und seine Würdigkeit. Andre Kirchengemeinschaften mögen sich ihrer weltlichen Macht und ihres Ansehens vor den Großen rühmen; unser Ruhm ist, daß uns in der Erkenntnis Jesu Christi das Antlitz Gottes offenbar geworden ist, daß im Glauben an Jesum Christum die ewige Liebe Gottes in unser Herz scheint und mit ihr die Gerechtigkeit Gottes und mit dieser das ewige Leben Gottes. Das ist mehr, als alle irdische Hoheit uns geben kann, wir sind des Lebens unsers Gottes gewiß geworden, und dadurch gebieten wir frei über Gegenwart und Zukunft, über Erde und Himmel, über Zeit und Ewigkeit. Wenn der Hebräerbrief der Mahnung, der Lehrer zu gedenken, die Worte hinzufügt: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, so paßt das auf das Gedächtnis Luthers ganz besonders. Darum ist er und bleibt er unser großer Lehrer, weil sein ganzes Lebenswerk auf das Eine gerichtet war: das Heil Jesu Christi der Menschheit verständlich zu machen, diesen Mann als den uns zu zeigen, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Weltgeschichte und der Geschichte jeder einzelnen Menschenseele beschlossen liegt. So wird unser Gedenken Luthers zum Danken gegen Gott, der ihn uns als eine helle Leuchte für das Kommen seines Reiches gegeben hat.

Das aber mahnt uns zugleich an die Aufgabe, die durch das Lebenswerk Luthers uns gesetzt ist. Das rechte Danken ist niemals lediglich Bekenntnis der Lippen, sondern immer zugleich eine That, die Lebensfrüchte zeitigt. Die Reformation ist auch ein Vermächtnis für uns, das der Ausführung noch harrt. Ja wir dürfen sagen, ihre Durchführung war zur Zeit Luthers nicht möglich und in den traurigen Zeiten nach ihm noch weniger. Sie blieb zum großen Teil ein Vermächtnis an die Zukunft. Der Geburtstag Luthers ist daher für uns eine ernste Erinnerung an die von ihm uns gegebnen Aufgaben, die der Erfüllung durch uns harren.

Welches sind sie? Zuerst: die christliche Wahrheit nach ihrem ursprünglichen religiös-sittlichen Gehalt dem Geschlechte dieser Zeit verständlich zu machen und sie vor dem modernen Menschen mit seinem erweiterten Welt- und Naturverständnis und mit seinem geschichtlichen Sinn und Urteil zu rechtfertigen. Luther hat darin den Anfang gemacht; zu einem organischen Schriftverständnis hat er den Weg gebahnt durch den Grundsatz, daß Christus der Mittelpunkt der heiligen Schrift sei, und daß man nur von diesem Mittelpunkte aus alles richtig stellen und alles richtig beurteilen könne. Nie hätte er jene freien Urteile über einzelne biblische Bücher fällen können, wenn er nicht durch diesen Grundsatz eine feste Stellung gewonnen hätte, durch die ihm ein beherrschender Blick auf alles Einzelne gegeben war. Aber freilich noch war die wissenschaftliche Betrachtung nicht so weit, daß sie die völligen Konsequenzen dieses Grundsatzes ziehen konnte. Erst mußte durch die kritisch-historische Methode der ursprüngliche und eigentliche Sinn der heiligen Urkunden erschlossen werden, damit dann das Verhältnis und die Stellung jedes Buches und jeder Offenbarungsstufe zu Christus festgestellt werden konnte. Wir sind auf dem Wege zu diesem Ziele, und weder ängstliche noch unempfängliche Gemüter werden verhindern, es zu erreichen. Es handelt sich dabei nicht um Hypothesen, sondern um die Konsequenz der Reformation. Nur auf diesem Wege wird die ewige Wahrheit des Christentums vor den Menschen der Gegenwart zur Anerkennung gebracht werden; nur so wird das Wort des Hebräerbriefes auch für unsre Zeit mit überwältigender Klarheit sich bewähren: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Aber von nicht geringerer Bedeutung ist die Aufgabe, die uns Luthers Werk in Beziehung auf die praktische Ausgestaltung des Gemeindelebens gestellt hat. Die Priesterkirche wurde von ihm zerschlagen; aber er vermochte noch nicht, die Gemeinde, die selbst ihr priesterliches Amt ausübt, an ihre Stelle zu setzen. Er hatte dazu noch nicht „seine Leute," die Zeit war noch nicht reif dafür. Hier aber ist für unsre Zeit eine der wichtigsten Aufgaben zu erfüllen. Die evangelische Wahrheit wird nur dann imstande sein, mehr als bisher unser Volksleben zu durchdringen und mit den Kräften der ewigen Welt zu heiligen, wenn es gelingt, überall lebendige evangelische Gemeinden zu bilden, in denen das priesterliche Amt von allen Gläubigen ausgeübt wird, in denen einer dem andern dient in dem bewußten Eintreten für evangelischen Glauben und in der Hilfeleistung christlicher Bruderliebe. Alles drängt in der Gegenwart zu diesem reformatorischen Ausbau des Gemeindelebens. Die Jugend entartet, weil sie gerade in den Jahren keinen Anschluß und keine sittliche Leitung findet, die für die menschliche Entwicklung die entscheidungsvollsten sind. In dem Drängen und Jagen des hastigen modernen Lebens gehen die Menschen teilnahmlos an einander vorüber, die einzelnen Stände und Klassen des Volkes stehen sich so fremd gegenüber, daß darin eine große Gefahr für den Volkszusammenhang besteht. Armut und Hilflosigkeit rufen in tausend Fällen nach Bruderliebe, die sie in der Oeffentlichkeit nicht finden. Und wir haben die größte verbindende Macht des Lebens, den christlichen Glauben, wie er uns aus der evangelischen Erkenntnis hervortritt, bisher im kirchlichen Gemeinschaftsleben brach liegen lassen; wir haben vergessen, daß das Evangelium die größte Macht der mitteilenden,

helfenden und heilenden Liebe ist. Es ist ein Vermächtnis Luthers an uns, daß wir lebendige evangelische Gemeinden schaffen, in denen jedem Christen je nach seiner Begabung und nach seiner Stellung die Pflicht auferlegt wird, Glauben und Liebe im gemeindlichen Wirkungskreise zu bethätigen. Hier soll der rechtfertigende Glaube sich in der priesterlichen Gemeinde darstellen, hier soll die Bruderliebe die Herrlichkeit des Reiches Gottes ahnen lassen. Ich will damit nicht sagen, daß ich die Kirche auf Erden für die sichtbare und irdische Form des Gottesreiches halte — ich denke, dieses hat weitern Umfang —; aber das ist doch gewiß die Aufgabe der Kirche, daß sie den Menschen durch wahre Bruderliebe hier schon einen Vorschmack jener Herrlichkeit gewährt. Jesus Christus, gegenwärtig und lebendig unter uns in der Herrlichkeit seines Wortes und in der Herrlichkeit seiner Gemeinde! Daß dieses mehr und mehr zur Wahrheit werde, daran mahne uns der Geburtstag Luthers. Tn

---

Luthers Ablaßthesen eine That der christlichen Liebe

In seinen Tischreden erzählte einmal Dr. Martin Luther von seinen Ablaßthesen und ihrer Entstehung: „. . . Als er (Tetzel) mich zu meinen Ablaßthesen gereizt hatte, deren Summe die ist: es sei besser, Geld den Armen zu geben als für die Ablässe, — da schäumte er vor Zorn und verkündigte in Berlin: »Der Ketzer soll mir in drei Wochen ins Feuer geworfen werden . . .«“ (Vgl. Luthers Werke f. d. christl. Haus. Braunschweig, Schwetschke, 1892. Bd. 8, S. 168.) In diesem Tischgespräche bezeichnet also Luther so nebenbei als „Summe“ seiner Ablaßthesen die Behauptung: „es sei besser, Geld den Armen zu geben als für die Ablässe.“

Wenn man das liest, ohne den Wortlaut der 95 Ablaßthesen frisch im Gedächtnis zu haben, fragt man sich unwillkürlich, hat der alternde Luther, wie etwa Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ dies begegnete, sich in dieser Behauptung getäuscht und einen nur nebensächlichen Gedanken als „Summe“ seiner Thesen bezeichnet, oder entspricht diese Mitteilung wirklich dem Sachverhalte, und ist in jenem Satze in der That der Nerv seiner in den Ablaßthesen ausgesprochnen Gedanken bloßgelegt?

Wenn man nun Luthers 95 Thesen (wir zitiren dieselben nach obiger Ausgabe von Luthers Werken, Bd. 1, S. 100 ff.) genau ansieht, tritt, rein äußerlich betrachtet, die überraschende Thatsache entgegen, daß in reichlich einem Fünftel aller Thesen (in 21 von 95) überhaupt von dem Gelde und dem Loskauf der Seelen durch Geld die Rede ist; und genauer zugesehen klingt in der That durch alle Thesen Luthers Unwille darüber hindurch, daß sein Volk „betrogen werde“ (These 24) durch jene „unchristliche Predigt“ (These 35), durch „jenes unterschiedslose und volltönende Versprechen, daß sie ihrer Strafe ledig geworden seien“ (These 24) ohne Reue und Buße infolge des Kaufes von Konfessionalien und Ablaßzetteln (These 35). Luther will daher die Christenheit gelehrt wissen, daß selbst nach des Papstes Meinung „das Ablaßlösen nicht irgendwie den Werken der Barmherzigkeit gleichzustellen“ (These 42), geschweige denn ihnen „vorzuziehen sei“ (These 41). Dann sagt er nach dieser Vorbemerkung in These 43:

> Man lehre die Christen, daß, wer dem Armen giebt oder dem Bedürftigen leiht, besser thut, als wenn er Ablaß lösen wollte.

Und diese These, die ungefähr in der Mitte aller Thesen steht, begründet er alsbald in der folgenden (44) mit der tiefwahren Behauptung:

> Denn durch Liebeswerk wächst die Liebe, und der Mensch wird besser, aber durch Ablaß wird er nicht besser, sondern nur freier von Strafen.

Ja, angesichts unbefriedigter Not des Dürftigen erscheint Luther der Ablaßkauf als ein Unrecht und eine sträfliche „Verschwendung.“

> Man lehre die Christen, daß, wer einen Bedürftigen sieht und deß ungeachtet sein Geld für Ablaß hingiebt, nicht Papstes Ablaß, wohl aber Gottes Zorn damit sich erwirbt (These 45). Man lehre die Christen, daß, wenn sie nicht überflüssiges Gut reichlich besitzen, sie verpflichtet sind, das, was zur Notdurft gehört, für ihr Haus zu behalten und mit nichten für Ablaß zu verschwenden (These 46).

In dieser Auffassung weiß sich Luther ganz eins mit dem Papste selber, von dem der Christenheit gelehrt werden solle, „er trage mehr Verlangen nach ihrem andächtigen Gebete als nach dem Gelde, das sie herbeibringen“ (These 48). Seine feine Ironie durchbricht zwar allen heiligen Ernst, wenn er den Ablaß austeilenden Papst (These 56) den „vielen Predigern“ beizuzählen geneigt ist, von denen „man weiß, daß sie diese Art (»zeitliche«) Schätze nicht so leicht austeilen, sondern nur zu sammeln lieben“ (These 57); aber doch will er gelehrt wissen:

> Man lehre die Christen, daß, wenn der Papst den Schacher der Ablaßprediger wüßte, er lieber den Dom St. Petri würde zu Asche verbrennen lassen, als daß derselbe von Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe sollte erbaut werden (These 50) und: Man lehre die Christen, daß der Papst, wie es denn ihm gebührt, gern bereit wäre, selbst wenn er dazu St. Peters Dom verkaufen müßte, von seinem eignen Gelde denen mitzuteilen, deren vielen jetzt etliche Ablaßprediger ihr Geld ablocken (These 51).

Es ist unmöglich, zu verkennen, wie Luther bei diesen Sätzen, die er in die ganze katholische Welt hineingeredet haben möchte, nicht bloß auf Seiten des irregeleiteten und in seinen innersten Gefühlen „betrognen,“ sondern auch des geldarmen, seine Groschen und Pfennige sauer verdienenden Volks steht, dem „das Geld durch die Ablaßprediger abgelockt“ werde!

Dabei drückt er zugleich deutlich aus, wie darin die Zeiten in der christlichen Kirche sich geändert hätten. „St. Laurentius nannte die Armen in der Gemeinde die Schätze der Kirche, aber da hat er das Wort genommen, wie es zu seiner Zeit gebräuchlich war“ (These 59). Mit Schmerz gesteht er es zu, daß es jetzt, anders als vorzeiten (These 65), auf „den Reichtum der Leute“ abgesehen sei, den man „fischen“ wolle (These 66), und es ist bittere Wirklichkeit, wenn er behauptet, daß „die Ablässe, die die Ablaßprediger als »größte Gnaden« ausrufen, freilich dafür zu erachten“ seien, „insofern sie ihnen viel Geld einbringen“ (These 67), während „dagegen der wahre Schatz der Kirche, das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes“ (These 62) „naturgemäß in geringem Ansehen stehe“ (These 63).

Luther weiß aber auch bereits, wie „die Laien“ an diesen von den Ablaßpredigern besorgten Geldmanipulationen der Kurie Anstoß nahmen, und er referirt ihre „bösen Nachreden“ und „unzweifelhaft scharfen Einwendungen,“ gegen die es auch gelehrten Männern schwer falle „die dem Papste schuldige Ehrfurcht zu verteidigen“ (These 81). Als Hauptanstoß des Volks bezeichnet er es, daß überhaupt die Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer bedingt erscheine von „dem elenden Gelde, zum Bau der Peterskirche gegeben, einer so leichtwiegenden Ursache“ (These 82), und daß der Papst nicht „rein aus dem Drange heiliger Liebe,“ „aus Liebe ohne Entgelt,“ „bewogen von der höchsten Not der Seelen“ diese erlöse (These 82. 84). Auch erscheine es dem Volke unverständlich, daß „der Papst, dessen Vermögen heutigen Tags fürstlicher ist als das der reichsten Geldfürsten, nicht lieber von seinen eignen Geldern als von denen armer Gläubigen wenigstens diese eine St. Peterskirche baue“ (These 86) und überhaupt immer neue Ablässe ausschreibe, als wären „die frühern außer Kraft gesetzt,“ da es ihm doch beim Ablaß „mehr um der Seelen Heil als ums Geld zu thun ist“ (These 89). Nicht unbegründet scheint Luther schließlich auch die Einwendung zu sein:

> Warum werden die alten Bußsatzungen, die doch thatsächlich und durch Nichtgebrauch schon längst abgeschafft und tot sind, dennoch wieder mit Geldzahlungen abgelöst aus Gunst des Ablasses, als wenn sie noch vollständig in Kraft stünden? (These 85)

Wenn wir also das Ganze der Thesen Luthers überblicken, die ein so ungeheures Aufsehen in der Christenheit erregt und zur Reformation der Kirche den Anstoß gegeben haben, so müssen wir sagen: sie war nicht nur ein Teil des Glaubens, sondern ebenso der Liebe. Bei ihrer Abfassung hat ihm ja gewiß die Entrüstung darüber die Feder geführt, daß an Stelle der religiös-sittlichen Leistung der Buße infolge des Ablaßhandels eine Geldzahlung getreten war, die gefordert und geleistet wurde in

der Meinung, dadurch von der Strafe für die Sünde frei und ledig werden zu können! Es ist nicht bloß „die freche Ablaßpredigt“ (These 81), die frivole Art, wie der Ablaßhandel von Tetzel und Konsorten betrieben wird, wogegen Luther die Geißel seiner Thesen schwingt, wenn er in These 27 sagt: „Menschenlehre predigen die, die sagen, sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer auffahre“; — Luther geht prinzipiell dem religiösen Grundschaden zuleibe, „durch Ablaßbriefe seiner Seligkeit gewiß“ werden zu können (These 32). Denn der „Pflicht wahrhaftiger Reue“ (These 39) ist auch der Käufer von Ablaßzetteln nicht entbunden, und dem wahren Christen hat Gott „auch ohne Ablaßbriefe Anteil an allen geistlichen Gütern Christi und der Kirche gegeben“ (These 37). „Jeglicher Christ hat auch ohne Ablaßbriefe, wenn er in aufrichtiger Reue steht, vollkommnen Erlaß von Strafe und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbrief gebührt“ (These 36). „Man lehre die Christen, daß das Kaufen von Ablaß eine freie, nicht aber eine gebotene Sache ist“ (These 47). Von sehr problematischem Werte bleibt nach seiner Auffassung das Ablaßkaufen unter allen Umständen; denn „niemand ist sicher, ob seine Reue wahrhaftig sei, wie viel weniger, ob er vollkommen Erlaß erlangt habe“ (These 30). Von dem Geldhingeben für den Ablaß ist darum nur das Eine gewiß: „Das ist gewiß, daß, wenn der Groschen im Kasten klingt, Gewinn und Geiz zunehmen können, der Erfolg der Fürbitte der Kirche aber steht allein in Gottes Wohlgefallen“ (These 28).

Das ist die religiöse Seite der Sache. Ihre sittliche Kehrseite ist die, daß es gilt, die falsche Meinung zu zerstören, „als wenn der Ablaß den andern guten Werken christlicher Liebe vorzuziehen sei“ (These 41). Durch diese „wird der Mensch besser, aber durch den Ablaß wird er nicht besser“ (These 44). Es thut demnach „besser, wer dem Armen giebt oder dem Bedürftigen leiht, als wenn er Ablaß lösen wollte“ (These 43).

In der That ist es dieser in der dreiundvierzigsten These ausgesprochene Gedanke, worauf Luther in seinen Thesen einen ganz besondern Nachdruck legt, und der nicht minder deutlich hervortritt wie der an die Spitze seiner Ablaßthesen gestellte, „daß Jesus Christus gewollt hat, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll.“ Wo Luther auf jenen Hauptgedanken, den Wert des Ablaßlösens im Vergleich zu den Werken der Barmherzigkeit zu sprechen kommt, hebt er feierlich an: „Man lehre die Christen“; er will also urbi et orbi verkündigt wissen, was er darüber auf Grund des Evangeliums zu sagen hat. Daß Luther diese dreiundvierzigste These besonders beachtet haben will, geht auch daraus hervor, daß er sie, wie wenig andre, alsbald durch eine darauffolgende, mit „denn“ angereihte lichtvoll begründet hat.

In jenem Tischgespräche, in dem Luther im Zusammenhange von Tetzels „grober Art“ und „Anmaßung“ berichtete, durch den Ablaß „Geld zusammenzubringen zum Bau von St. Peters Münster zu Rom“ — ist also Luther kein Gedächtnisfehler (lapsus memoriae) begegnet, wenn er als „Summe“ seiner Ablaßthesen die Behauptung zitirt, es sei besser Geld den Armen zu geben als für die Ablässe. Sicherlich ist ihm später, als der Ablaßhandel, infolge seines Auftretens, längst seine Zugkraft verloren hatte, jener Gedanke als der wichtigste und damals zeitgemäßeste erschienen!

In der Geschichte der Armenpflege oder der christlichen Liebesthätigkeit seit der Reformation werden darum künftig Luthers fünfundneunzig Ablaßthesen nicht übergangen werden dürfen. Denn in ihnen tritt uns bereits der ganze Luther entgegen, nicht bloß der Mann des Glaubens, der sittlich entrüstet ist darüber, daß infolge der „Menschenlehre“ und „Anmaßung der Ablaßprediger“ das christliche Volk in seinem Gewissen irre geleitet und „betrogen“ wird; sondern auch der Mann des in der Liebe thätigen Glaubens, der Armenfreund, der die Erfüllung des göttlichen Gebots der Nächstenliebe an den Armen und Bedürftigen höher schätzt als das Ablaßlösen und nicht es stillschweigend mit ansehen kann, daß seinem armen, besser zu unterrichtenden Volke durch „den Schacher der Ablaßprediger das Geld abgelockt“ werde, im Gegensatze zu der noblern Gesinnung des Papstes, der nicht wolle und nicht wollen könne, „daß St. Petri Dom von Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe sollte erbaut werden.“

Warum hat doch auch die nach Luther sich nennende evangelische Kirche diese Seite an unserm großen Reformator so lange fast unbeachtet gelassen? Warum sind die Gedanken des so liebevollen Mannes, die schon bei Abfassung seiner Ablaßthesen seine ganze Seele erfüllten, nicht früher ausgemünzt und unter das Volk gebracht worden? Hätten wir heute eine brennende „soziale Frage“ zu lösen, wenn jene als „Summe“ seiner Thesen bezeichnete Wahrheit in drei Jahrhunderten festgehalten und immer und überall sinngemäß angewendet worden wäre — jene Wahrheit, die Luther im Brief an den Erzbischof Albrecht von Mainz vom 31. Oktober 1517 etwas allgemeiner ausgesprochen hat:

> So sind auch die Werke der Gottseligkeit und Liebe unendlich viel besser denn der Ablaß, und doch werden dieselben weder mit solcher Pracht, noch mit so großem Fleiß gepredigt, ja der Ablaßpredigt zu Liebe wird von ihnen geschwiegen, während doch aller Bischöfe vornehmliches und alleiniges Amt ist, daß das Volk das Evangelium und die Liebe Christi lerne. (Vgl. L. W. f. d. chr. Haus. Bd. 8, S. 316.)

Seufert

Das Menschenideal nach Luther

Das Menschenideal pflegt Luther in Adam und Eva im Paradiese zu zeigen.

Vom Unschuldsstande der Urmenschen, wie er ihn am liebsten nennt, können die heutigen Menschen freilich gar keine positive Erfahrung mehr haben. Denn er ist ja verloren, wir stehen vielmehr in der beständigen Erfahrung des Gegenteils, in einer Welt des Jammers, der Sünde und Schuld. Man kann nur aus dem Uebel in und um uns einigermaßen aufs Gegenteil schließen, aufs Gute, das verloren ist. Erst im Jenseits werden wir volle Erfahrung vom Unschuldsstande machen können. Gegenwärtig zeigen uns nur der Glaube und das Wort aus der Ferne die goldne Zeit des Paradieses.

Die Urmenschen waren nach Gottes Bilde geschaffen oder, was dasselbe ist, sie besaßen Urgerechtigkeit. Sie war nicht, wie die Scholastiker lehren, ein gewissermaßen überflüssigerweise noch hinzugefügtes Geschenk, ein dazugegebner Schmuck, wie wenn jemand einem schönen Mädchen einen Kranz aufsetzt, der nicht ein Teil der Natur des Mädchens, sondern etwas davon Getrenntes, von außen Hinzugekommenes ist und wieder hinweggenommen werden kann ohne Verletzung der Natur, sodaß das reine Natürliche bleibt. Nein, die Urgerechtigkeit war „mitnatürlich,“ zum Wesen des Menschen gehörig. Wäre es nicht unnötig gewesen, Christum als Erlöser zu senden, wenn uns mit der Urgerechtigkeit nur eine unsrer Natur fremde Sache abhanden gekommen wäre?

Aber welches ist nun der Inhalt, das Wesen der Urgerechtigkeit oder Gottesbildlichkeit, die zur Natur des Menschen gehörte? Worin bestand sie? Luther tadelt die Mönche, die darunter in der Regel nur die Keuschheit verstehen, und legt statt dessen allen Nachdruck auf die religiöse Vollkommenheit der Urmenschen. Adam hatte es in seiner Substanz, daß er nicht nur Gott erkannte und an seine Güte glaubte, sondern daß er auch ein völlig göttliches Leben führte, d. h. daß er ohne Furcht vor dem Tode und allen Gefahren war, zufrieden mit der Gnade Gottes. Die Urmenschen besaßen die allervollkommenste Gotteserkenntnis. Denn wie es die Natur des Auges ist, zu sehen, so war es Adams Natur, Gott zu haben, Religion zu haben. Die Stiftung des Sabbaths zeigt, daß der Mensch zur Anerkennung und Verherrlichung Gottes geschaffen ist.

So lehrt uns also die biblische Urgeschichte die Bestimmung des Menschen. Was kann es nützen, zu wissen, ein wie schönes Geschöpf der Mensch ist, wenn man seine Bestimmung nicht kennt, daß er nämlich geschaffen ist zur Verehrung Gottes und um mit Gott in Ewigkeit zu leben? Die Bestimmung des Menschen, Religion zu haben, war nun, wie gesagt, bei den Urmenschen von Natur verwirklicht, sie standen von Anfang an in innigstem Verkehr mit Gott. Gott hatte sich ihnen geoffenbart als überschwängliche Güte, z. B. durch ihr domicilium

tam elegans ihre so herrliche Wohnstätte (nämlich das Paradies); sie waren ganz in der Güte des Schöpfers verschlungen. Die Folge davon war, daß sie gleichsam trunken waren vor Freude an Gott. Sie hatten das allerschönste Vertrauen zu Gott, dem so gütigen, und hätten sich nicht fürchten können, wenn sie auch den Himmel hätten einfallen sehen. Denn aus dem Gottvertrauen entsprang die allerhöchste Sorgenfreiheit in Gott. Ihre Brust war voll Friede, sie waren erhaben über alle Angst und Todesfurcht. Das sieht man daraus, daß Eva mit der Schlange so zutraulich redete, wie wir nicht einmal mit einem gutartigen Haushündchen: sie fürchtete sich vor keinem Gift. Ewigklar und spiegelrein und eben floß das Leben der Urmenschen im Paradies dahin, es war, weil sorgenfrei, ein seliges und deshalb ein rein göttliches Leben.

Ein Teil göttlicher Natur war ferner ihre vollkommne Welterkenntnis. Sie waren „hervorragende Philosophen"; ein Meer der Erkenntnis und Weisheit flutete in Adam, wie seine Namengebung der Tiere zeigt. Der Geist der Erstgeschaffnen drang ins Innere der Natur, sie kannten alle Naturkräfte, das ganze Seelenleben der Tiere lag vor ihnen offen.

Auf dieser „exakten Kenntnis aller Geschöpfe" ruhte die Weltherrschaft der Urmenschen. Löwen und Bären folgten ihnen aufs Wort, ja durch einen bloßen Wink konnte Adam sie zwingen, ihm zu dienen. Er war ja stärker als die stärksten Tiere, er hatte die schärfsten Sinne, sein Gehör war feiner als das der Gemse, sein Gesicht war schärfer als das des Adlers und Luchses. Im Paradies sollte es keine lange unbehilfliche Kindheit geben: es würden erzogne Kinder geboren worden sein, sie hätten sich wohl gleich wie die Küchlein der Henne auf die eignen Füße gestellt und selber Nahrung geholt.

Der Genuß der Güte Gottes, der Besitz dieser göttlichen Güter mußte nun aber die Urmenschen drängen, Gott dafür zu danken. Am Morgen des siebenten Tages, beim Aufgang der Sonne, die damals viel heller war als jetzt, predigte Adam der Eva vom Willen Gottes, nämlich von seiner unbeschreiblichen Güte, von seinen unzähligen Wohlthaten, und vereinigte sich mit ihr zu gemeinsamem Lob und Preis ihres Schöpfers. Gott wollte aber den Urmenschen auch Gelegenheit verschaffen, ihre Dankbarkeit zu bethätigen durch ein bestimmtes Werk des Gehorsams. Er gab ihnen darum das Verbot des Erkenntnisbaumes, damit sie ein gewisses äußeres Zeichen der Gottesverehrung und schuldigen Gehorsamsleistung in einem äußern Werk hätten. Der Erkenntnisbaum wäre wie ein öffentlicher Tempel und eine Basilika gewesen, zu dem die Menschheit zum Gottesdienst zusammengeströmt wäre; denn man braucht sich ihn nicht als einzelnen Baum vorzustellen, sondern kann ihn als eine Gruppe von mehreren gleichartigen Bäumen denken, als einen Hain inmitten des Paradieses. Keinesfalls haben die Urmenschen das Gebot empfangen, um durch seine Beobachtung gerecht und Gott wohlgefällig zu werden. Ihr Gottesdienst war kein verdienstliches Werk.

Adam, da er das Gebot hielt, war davon nicht unschuldig, sondern vor dem Gebot zuvor rein und ohne Sünde von Gott geschaffen an Leib und Seele, und durfte es nicht verdienen mit dem Gehorsam des Gebots: solchem heiligen, frommen Menschen, der da bereits hatte, was er haben sollte, und war, wie er sein sollte, legte Gott dies Gebot auf zu einem Zeichen, damit er beweisete, daß er Gott gehorsam wäre.

Auch das hebt Luther an Adam hervor, daß die gute Person nur gute Werke thut.

Adam, wenn er in der Unschuld und in dem Stande, darinnen er geschaffen war, geblieben wäre, so wäre er hingegangen und hätte gethan, was er nur gewollt hätte, als etwa Schmerlen gefischt, Rotkehlchen gefangen oder Bäume gepflanzet: das wären eitel gute, heilige Werke gewesen und keine Sünde; und Eva hätte die Kinder gesäugt, sie gewaschen: das wären eitel köstliche, gute Werke gewesen. Denn die Person war gut, rechtschaffen, rein und heilig geschaffen: drum waren auch alle ihre Werke gut, sie esse oder trinke, so war alles recht.

Natürlich läßt es sich Luther auch nicht entgehen, daß die biblische Urgeschichte vom Bauen und Bewahren des Gartens Eden erzählt. Der Mensch ist nicht zum Müßiggang geschaffen, sondern zur Arbeit, auch im Unschuldsstande. Also ist der Müßiggang der Klosterleute verwerflich. Uebrigens war seine Gartenarbeit und Gartenhut ein Spiel und des Menschen größtes Vergnügen. Auch gegen die Ehelosigkeit verwertet Luther das zweite Kapitel der Bibel, aber einen Vollzug der Ehe vor dem Fall behauptet er nicht. Von Unordnung der Triebe war im Unschuldsstande nichts da: in reiner Liebe, ohne häßliche Begierde würden die Stammeltern verkehrt haben, gehorsam gegen Gott und ruhig in Gott, ohne Scham, wie beim gemeinsamen Genuß von Trank und Speise.

So glänzend die Urmenschen ausgestattet waren, sie besaßen doch nicht schon die ihnen bestimmte Vollkommenheit. Sie hatten nur eine kindliche, sie sollten erst noch erhoben werden zur männlichen, wie sie die Engel jetzt haben und die Christen im zukünftigen Leben haben werden. Die Möglichkeit des Sündenfalls war noch vorhanden. Die Umwandlung in den Stand der Unfähigkeit zum Sündigen wäre eingetreten ohne Schmerzen und Tod in einem süßen Schlaf, ähnlich dem, den Gott vor Evas Erschaffung auf Adam fallen ließ.

Das ist Luthers Idyll vom Urstande. Ein Dichter ist über die biblische Erzählung gekommen! Ein freier Christenmensch hat sein Menschenideal auf den Urmenschen übertragen! Woher hat er es?

Einmal hat Luther, um 1. Mos. 1, 26: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, auszulegen, das Pauluswort 1. Kor. 15, 48 f. herbeigezogen: Welcherlei der irdische Mensch ist, solcherlei sind auch die irdischen, und welcherlei der himmlische ist, solcherlei sind auch die himmlischen. Und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen. Der irdische Mensch ist Adam, sein Bild tragen alle seine Nachkommen. Was ist es aber für ein Bild? Adam ist ein Sünder, verderbt mit böser Lust und Liebe zu groben Sünden und Unglauben, Mißglauben und Verzweiflung. So ist er nach dem Fall geworden, und so sind alle seine Nachkommen. Er war aber nicht also geschaffen. Dagegen „das himmlische Bild ist Christus, der war ein Mensch voll Liebe, Barmherzigkeit und Gnade, Demut, Geduld, Weisheit und alles Guten, also, daß all sein Wesen dahin gerichtet war, daß er jedermann diente und niemand schädlich wäre . . . Also siehest du, was das Bild heiße und ähnlich sein . . . So ist nun hier so viel gesagt, daß der Mensch am Anfang geschaffen ist ein Bild, das Gott ähnlich war, voll Weisheit, Tugend und Liebe u. s. w. und kurzum im Guten ersoffen und ohne alle bösen Lüste gleichwie Gott, also daß er voll Gottes war . . . Wo Adam darin geblieben wäre, hätte er auch solche Kinder gezeugt, in welchen keine böse Lust gewesen wäre, sondern wären jedermann freundlich und dienstlich gewesen, wie denn Gott ist." (Erl. Ausg. 33, 54 f.)

Die Menschheit hat eine gut geschichtliche Erfahrung von Gottesebenbildlichkeit oder Urgerechtigkeit: sie sieht sie glänzen an dem, dessen Wandel, Leben und Sterben die Geschichte die wertvollste Erinnerung des Menschengeschlechts nennt, an Jesus Christus, gekreuzigt unter Pontius Pilatus. Thieme

---

Hans Sachs

Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage am 5. November 1894

2

In Sachs treten uns ähnlich wie bei Luther alte und neue Zeiten und Gedanken entgegen. Während aber für Luther das Neue das Entscheidende war, das er freilich auch nur als Kind seiner Zeit und in der Sprache seiner Zeit aussprechen konnte, ist Sachs doch mehr ein Gruß aus vergangnen Tagen, ein festgeprägtes Abbild deutsch-mittelalterlichen Bürgerwesens. Gewiß hat er die Frühlingssehnsucht seiner Zeit verstanden und darauf zu antworten gewußt wie wenige; aber die innere Tragweite dieser neuen Gedanken, die dem Luther nächtlich in unheimlichem Flug den Schlaf gescheucht haben, hat er nicht begriffen. Rückwärts gewandt bleibt sein Antlitz; in der Glaskugel hat er gelesen, was gewesen, was genesen. Also hier liegt nicht seine Bedeutung; das suche man bei Luther und bei dem modernsten der Reformatoren, bei Zwingli. Aber diese Einseitigkeit hat ihre zwei Seiten. Ihr gerade verdanken wir Sachsens zarte Innerlichkeit, die Ruhe und das Behagen seiner Szenen, die lautere Treue und Ehrenhaftigkeit. Ein Mann,

der handelt, muß rücksichtslos, ja manchmal skrupellos sein. Ein Mann, der ganz der Zukunft lebt, bleibt gegen die retardirende Vergangenheit ungerecht. Ein Mann, der die Augen der ganzen Welt auf seinen Federkiel gespannt sieht, schreibt hastig und oft allzu kühn. Nichts von alledem bei Sachs. Behagliche Breite, anschauliche Ausführlichkeit liegt auf seinen Dichtungen; sie entbehren völlig der dramatischen Präzision, sie kennen das Geheimnis des Kontrastes nicht. Seine Dramen sind meist streng moralisch interessirt und daher herzlich langweilig. Mir scheint es deshalb falsche Pietät, heute wieder seine Schwänke auf die überhellen Bretter zu rufen; sie müssen sich gar ungelenk benehmen, denn sie gehören der Kindheit des deutschen Dramas überhaupt an. Aber freilich — nicht den Litterarhistorikern und ihrem gutmütigen Lächeln wollen wir den Mann überlassen, sondern ihn in unsre Familienstube rufen, wo es doch nicht immer dramatisch zugehn soll. Alles braucht ja nicht gelesen zu werden, — das wären achtzehn Folianten Spruchgedichte und sechzehn Bände Meistersingerlieder, alles in allem 5400 Dichtungen! Er hat sich kindlich über seine Produktivität gefreut, und es sind wohl die glücklichsten Tage seines Lebens gewesen, wenn er wieder einen Band fertig hatte. Große, neue Gedanken finden sich auch nicht bei ihm, aber ihre naive, treuherzige Wiedergabe ist es, die sie wertvoll macht. Wir sind heute so sehr von allen möglichen Bedenken und Zweifeln angefressen, daß es von Herzen not thut, einen Mann mit einfachem Sinn die schwierigsten Probleme fröhlich erledigen zu sehen. Ein Beispiel: Sankt Peter meint, er könne die Welt doch besser regieren, und sagts endlich dem lieben Gott. Der lächelt still und giebt ihm seinen Thron auf morgen. Sankt Peter setzt sich gewichtig drauf und giebt scharf acht, daß alles in der Reihe bleibt. Da läßt eine arme Frau ihre Ziege auf der Wiese stehn:

> Gott hüt und schütz dich immerdar,
> Daß dir kein Uebel widerfahr
> Von Ungewitter, wilden Tieren,
> Denn ich kann dich nicht weiter führen,
> Weil ich um Tagelohn arbeite,
> Damit ich hab zu essen heute.....

Flugs reist Sankt Peter zur Erde und will die Geiß hüten; die aber reißt aus und jagt davon. Sankt Peter ihr nach; über Stock und Stein, Berg und Thal gehts. Die Sonne sticht, und der Schweiß bricht dem göttlichen Vikar aus, und er muß froh sein, als er am Abend die Geiß glücklich wieder heimgebracht hat. Schwer keuchend geht er langsam heim und giebt dem lieben Gott die Macht zurück:

> Lieber Herre mein,
> Nimm wieder hin das Szepter dein
> Und deine Macht: ich begehr mit nichten,
> Fortan dein Amt noch auszurichten,
> Ich merke ja, daß ich kaum weiß,
> Wie ich soll lenken eine Geiß....

Ein andres Beispiel von der Klarheit, mit der Sachs sah, wie es in der Welt stand. Frau Wahrheit hat allerorten weichen müssen; Schimpf und Schande hat sie erlebt und weiß nun keine Ruhstatt mehr. Ein armer Bauer mit seiner Frau nimmt sich der Aermsten an; nun sitzen sie beisammen und schelten wacker über die böse Welt und freuen sich, daß es bei ihnen anders sei. Zuletzt fragt die fremde Frau den Wirt nach seinen eignen Sachen und sagt ihm auch da die Wahrheit ins Gesicht. Da wird sie aber auch hier heraus geworfen und muß nun weiter flüchten.

Neben dem naiven Zug überrascht noch ein andrer in Sachsens Werken: seine weite Bekanntschaft mit frühern Zeiten. Er hat sehr viel gelesen, und seine Bibliothek weist viele Klassiker auf. Natürlich bleibt er Polyhistor, der seine Weisheit aus den Kompendien geschöpft hat. Aber auch diese Belesenheit ist ein charakteristischer Zug seines Zeitalters: ein fast fanatischer Bildungsdrang hatte sich aller bemächtigt; und wie man heute gern eine naturwissenschaftliche Zelleneinzelheit in die Unterhaltung unauffällig einflicht, so pflegte man damals mit gelassener Unbefangenheit Platonische oder Horazische Weisheit unter die behagliche Kannegießerei zu mischen.

Am drolligsten ist es, wenn Sachs Boccaccio als Gewährsmann anruft und beispielsweise bei dem Lob seiner Frau versichert, hätte Bocatius sie gekannt, so hätte sie mit in der Reihe seiner cento donne prangen müssen. Unwiderstehlich wirkt auch der moralische Ernst, mit dem die Schicksale einer Lucrezia und Virginia behandelt werden; irgend eine tragische Wirkung war gar nicht beabsichtigt. Uebrigens hat Sachs wohl gehofft, durch solche klassischen Kenntnisse die Teilnahme der Humanisten für sich lebhafter zu gestalten. Das ist ihm nicht gelungen. Wie die Divina comedia zuerst von den italienischen Humanisten, die sie hätten verstehen können, um ihrer „vulgären" italienischen Sprache nicht angenommen wurde, so konnten es die deutschen Humanisten Sachs ebensowenig wie Luther verzeihen, daß er Deutsch und nicht Lateinisch schrieb. Seine zeitgenössische Popularität blieb auf die Handwerkerkreise beschränkt; in den Patrizierchroniken jener Zeit würden wir vergebens nach dem Namen Hans Sachs suchen. Selbst in der Meistersingerschule erhielt er nie volles Bürgerrecht. Die Schule, die den Kunstgesang vom Volksgesang scharf schied, behielt ihren exklusiv aristokratischen Charakter.

Ich glaube nicht, daß Hans Sachs darunter besonders gelitten hat. Er war kein Mann der Gesellschaft, sondern der Einsamkeit; mehr als Salomos goldsammtene Herrlichkeit liebte er die Lilien auf dem Felde; lieber als der Tabulatur und den Stollen lauschte er der Vogelweide, wie den bunten Sängern der Schnabel so hold gewachsen war. In der Tierwelt ist er besonders gern zu Haus. Ameise und Grille, Biene und Spinne, Esel, Fuchs und Kapaun, alle treten auf, um von Liebe und Haß ein Stücklein zu erzählen, von gutmütiger Dummheit und bestrafter Frechheit. Ein andres Mittel, die Gedanken anschaulich und unmißverständlich auszusprechen, findet Sachs in der Allegorie, deren ja die Kunst nie entbehren kann, sobald die schöne mythologische Welt gestürzt ist. Daß die Pfaffen am guten Tisch oder in ihrer Verlegenheit vor bibelfestern Laien gar schlecht wegkommen, ist ein zu allgemeiner Zug dieser Zeit, als daß man ihn besonders hervorheben dürfte. Mit großem Glück hat Sachs biblische Szenen beschrieben, ja ganze Bücher, wie den Psalter, in Verse gebracht; da wird manches lebendig und einiges klingt auch wohl weniger hart, weil immer ein Stück gutherziger Schalkheit dabei ist.

Tieck läßt in einem Lustspiel die großen Vertreter der Weltlitteratur im Garten der Poesie vereinigt auftreten: Sophokles, Dante, Petrarka, Ariost, Shakespeare, Cervantes, Tasso. Sie erwarten den Großen, mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht, Goethe. Nur ein Vertreter Deutschlands ist ihnen beigesellt: Hans Sachs. Verdient er diesen Ehrenplatz? Nun, Goethe hat nicht gering über ihn gesprochen. Mit welcher Liebe muß er sich in ihn hineingedacht haben, daß er in seinem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" uns so tief in die Seele des Mannes hineinsehen lassen kann,

> Der fühlt, daß er eine kleine Welt
> In seinem Hirne brütend hält,
> Daß die fängt an zu wirken und leben,
> Daß er sie gern möcht von sich geben.

Noch 1829 rühmt er von des „Vorfahren Tugend":

> Derselbe war nach seiner Art
> Mit so viel Tugenden gepaart,
> Daß er bis auf den heutgen Tag
> Noch für einen Poeten gelten mag,
> Wo deren doch unzählig viel
> Verderben einer des andern Spiel.

Und nicht nur ein Poet gilt Hans Sachs heute noch, sondern noch mehr ein schlichter, herziger Mann, der nie in seinem Leben die Treue gebrochen.

> Was deutsch und echt, wüßt keiner mehr,
> Lebts nicht in deutscher Meister Ehr.
> Drum sag ich euch:
> Ehrt eure deutschen Meister,
> Dann bannt ihr gute Geister!

Paul Schubring

Stimmungsbilder vom Sozialdemokratischen Parteitage

2

Frankfurt a. M., 23. Oktober

3. Wollen und nicht Können. Der frühere Parteisekretär Fischer, eben jener Genosse, über dessen Gehalt von 4000 Mark soviel gesprochen worden ist, erstattete den Geschäftsbericht der Reichstagsfraktion und leitete die Besprechung der zahlreichen Anträge, die gute Wünsche für die parlamentarische Thätigkeit enthielten, mit den Worten ein: Der Gesichtspunkt muß sein: nicht, was wollen wir, sondern was können wir? Ihm war bange vor der Menge von Anforderungen, denen die Fraktion aus verschiednen Gründen beim besten Willen nicht genügen kann. Teils kann sie es nicht, weil bei der Belastung des Reichstags für Initiativanträge überhaupt wenig Zeit ist, teils weil in ihrer eignen Mitte die Arbeitskräfte fehlen, die genügende Schulung besitzen, teils weil eine Anzahl Anträge so verschwommen sind, daß sie beim besten Willen nicht reichstagsfähig gemacht werden können. Man versteht es, wie schwer die Lage der Fraktion ist. Fischer sagte: „Es ist eine Ueberschätzung von dem eingetreten, was die Fraktion kann."

Was soll alles von ihr geleistet werden! Anträge zur Gewerbeordnung, zum Vereinsrecht, zur Alters- und Invalidenversicherung, zum elsässischen Diktaturparagraphen, zum Reichstagswahlrecht, zum Impfgesetz, zur Arbeitslosenversicherung, zu den Forderungen der Bauhandwerker u. s. w., ein gerüttelt und geschüttelt Maß. Selbst eine Partei in Majorität würde Not mit dieser Fülle haben, wie vielmehr eine Partei in Minorität!

Um nun vor den allzuvielen Wünschen etwas Ruhe zu erlangen, zog sich Fischer hinter die alte Festung zurück, daß innerhalb der heutigen Gesellschaft doch nichts erreicht werden könne. Die konsequente Folge dieser Ansicht würde ein Verzicht auf Parlamentarismus sein, aber diese Folge will niemand aus ihr ziehen. Sie dient als Auskunft für schwierige Fälle. Im übrigen nimmt man kleinere und größere Erfolge gern an und tröstet sich bei erfolglosen Anträgen mit der agitatorischen Wirkung. Es ist auf diesem Gebiet alles in der Schwebe und kann wohl nicht in anderm Zustande sein. Wir unsrerseits wünschen der Partei einige sichtbare Erfolge auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge, denn dies würde nach unserm Eindruck vom Parteitage den Uebergang aus dem Gebiet der radikalen Phrase zu praktischen Zielen sehr beschleunigen. Jetzt möchte man vorwärts zur Sozialreform und wagt doch nicht, das weite Meer der Illusion von der neuen Gesellschaft aus dem Auge zu verlieren. Geht man vorwärts, so erkennt man eine teilweise Reformirbarkeit der heutigen Gesellschaft an und verläßt den reinen Marx. Geht man nicht vorwärts, so fragen die Massen: was leistet ihr uns nun als Entgelt für unsre Begeisterung und unsre Opfer? Man möchte zugleich utopistisch sein und praktisch, und das ist mehr, als Menschen leisten können. So hat das Wort Fischers vom Wollen und nicht Können noch einen tiefern Sinn als den zunächst gemeinten.

Schließlich wird man doch einmal den süßen Traum opfern müssen. Es ist in der langen Debatte, die sich an Fischers Bericht anschloß, oft der Gegensatz der heutigen und der zukünftigen Gesellschaft erwähnt worden; aber in dem Erwähnen der zukünftigen bessern Gesellschaft war kein Enthusiasmus mehr. Das Paradies verzieht zu kommen, und man muß versuchen, in der Welt zu leben, wie sie ist. Man muß Anträge stellen, mit Abschlagszahlungen vorläufig zufrieden sein, man muß den ersten Teil des Programms als ein „Programm für Jahrhunderte" ansehen und in Hinsicht auf die Gegenwart die Losung annehmen, die ein nüchterner Genosse formulirte: nach und nach gesunden!

Was zur Praxis treibt, ist das Bedürfnis der Agitation. Der Handwerker und Bauer will etwas Greifbares vor Augen haben. Dazu kommt die Thätigkeit der übrigen sozialreformerischen Gruppen. Ihnen darf man doch nicht den Vortritt lassen. Das zeigte sich besonders bei der Besprechung über die Forderungen der Bauhandwerker, die teils von Bodenreformern, teils von Antisemiten aufgegriffen sind. Je mehr die Sozialreformer arbeiten, desto praktischer werden die Sozialdemokraten werden müssen. Wer die Sozialreformer hindert, hindert die normale Gesundung der Arbeiterpartei. Ob freilich die ganze Menge bei dem Uebergang zur Praxis gleichen Schritt wird halten können, ob die Einheit, die man in den Prinzipien hat, sich bei Eingehen auf Einzelheiten bewähren wird, kurz, ob die sozialdemokratische Partei als solche lebenskräftig den neuen Weg gehen kann — wir wissen es nicht. Sicher aber ist, daß der Weg von vielen wird gegangen werden.

24. Oktober

4. Sozialdemokratische Kirchenpolitik. In Baden herrscht unter den Genossen arge Verwirrung. Zwei von den drei Landtagsabgeordneten haben sich Ketzereien zu Schulden kommen lassen. Der eine, Stegmüller, ein jüngeres Parteimitglied, war so naiv, unter gewissen besondern Umständen die Auszahlung von 40000 Mark für einen (evangelischen) Kirchbau zu befürworten, und erhielt dafür zunächst von seinen Freunden den Ehrennamen „Kirchenrat von Lörrach." Diese Angelegenheit wird einer Kommission übergeben und dürfte wohl mit einem einfachen Verweise beendet sein. Der andre Sünder aber ist nicht so leicht abzuthun, da er in Baden viele Anhänger hat. Dr. Rüdt ist der Mann, von dem auf einem frühern Parteitage gesagt wurde, er habe den „Pfaffenkoller." Man sagt, er habe in einem Jahre 144 Reden gegen die Pfaffen gehalten. Er spricht, fast möchte ich sagen, wie manche Amtsbrüder, die ein zu volltönendes Pathos besitzen. Sein Stil ist bombastisch, seine „wissenschaftliche" Rüstung ist von zweifelhafter Güte, aber er glaubt den Sinn und Unsinn, den er sagt, selbst und hat um die Partei nicht unbeträchtliche Verdienste. Er ist einer von den Akademikern, die während des Sozialistengesetzes ausgehalten haben, und bei denen das Wissen nicht jenen mäßigenden Einfluß ausüben konnte, von dem wir früher sprachen. Man kann ihn als letzten ansehnlichen Vertreter jenes Schlages von Agitatoren ansehen, bei denen der Kampf gegen „das finstere Mittelalter" ebenso wichtig war wie der Kampf gegen das Kapital. Er bekämpft die Priester des Himmelsgutes nicht weniger als die Priester des Erdengutes. Auf ihn wohl bezog sich in erster Linie das bekannte Wort Liebknechts von den „Antipfaffen."

Dieser volltönende Held der Aufklärung steht nun in der Zeit, wo Religion Privatsache ist. Er möchte „bei jedem Frühstück etliche Pfaffen verspeisen" und muß doch, so weh es ihm thut, in Konsequenz des Programms für Rückberufung der katholischen Orden stimmen. Da er, wohl wegen besondrer Religionskenntnisse, in der Kommission des Landtags sitzt, die den betreffenden Zentrumsantrag vorzubringen hat, und da er — so spielt bisweilen das Schicksal — die ausschlaggebende Stimme in der Kommission ist, kann er es sich nicht versagen, die Klausel einzubringen, daß alle Veranstaltungen der Orden außerhalb der Kirchen nicht als religiöse Handlungen geschützt, sondern unter das Vereins- und Versammlungsrecht gestellt werden sollen. Die Zentrumsabgeordneten gehen, um etwas Positives zu erreichen, in der Kommission auf die Klausel ein, lassen sie aber im Plenum, wo sie Rüdts Stimme nicht mehr brauchen, wieder fallen. Rüdt ist darüber in begreiflicher Erregung, hält eine wissenschaftliche Rede gegen die Klöster und enthält sich im Gegensatz zu seinen Genossen der Abstimmung. Darüber grollen nun die Wähler, denen vorher Rückberufung der Orden versprochen worden ist, und andre fromme Leute, und in den Versammlungen fragen die Gegner, wie es sich mit der Stellung zur Religion verhalte. Durch alles das sind nun alte Zwistigkeiten innerhalb der badischen Partei neu angefacht, der Offenburger Volksfreund und die Mannheimer Volksstimme sind zu feindlichen Brüdern geworden. Man kommt in Baden nicht zum Frieden, und der Parteitag soll entscheiden.

Natürlich wurde formell nur die Frage behandelt, ob Rüdt in jener Abstimmung richtig gehandelt hat; aber ich glaube, daß die nicht ganz leichte Fragstellung, ob jene Klausel dem Programm entspricht, weniger die Versammlung bestimmt hat als das Gefühl, daß man Leute wie Rüdt nicht ungehindert wirtschaften lassen könne. Mit großer Majorität wurde die

Mißbilligung beschlossen. Man möchte Ruhe haben in Religionssachen.

So fallen die Eierschalen des bürgerlichen Pfaffenkampfes langsam von der Sozialdemokratie ab. Daß damit eine direkt freundlichere Stellung zum christlichen Glauben gewonnen sei, ist nicht zu sagen. An Stelle Rüdts tritt Lütgenau, der alle Religionen mit der Kühle des Naturforschers aus den Verhältnissen ableitet. Immerhin ist das Vorkommnis nicht zu unterschätzen: das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit.

25. Oktober

5. Nord und Süd. Im Süden sitzt ein eigenartiger Genosse. Daß er selbst kein Proletarier ist, fällt nicht auf, denn Singer, Arons und andre sind es ja auch nicht, daß er Akademiker ist, fällt auch nicht auf, aber daß er ein origineller, tiefer, gemütreicher Mensch ist, das erquickt an ihm in einer Verbrüderung, in der man so viele schablonenhafte, oberflächliche, hölzerne Verstandesmenschen findet. Wir haben bisher den Abgeordneten v. Vollmar nur litterarisch gekannt und wußten, daß er ein praktisch gerichteter, kluger Sozialdemokrat sei, jetzt aber gestehen wir, daß er uns imponirt hat. Dieses Geständnis wird mancher unsrer Freunde als „taktischen Fehler" auffassen, aber die Wahrheit war noch immer besser als die Taktik. Was uns an ihm gefallen hat, war der Geist, der sich ins Volk versenkt. Er hat einen Hauch von der Sinnigkeit Riehls oder etwas von dem Volksblick Fritz Reuters. Er kennt das Wachsen und Werden, er liebt das Naturmäßige, er ist nicht ein Kind Hegels, eher ein radikaler Sohn der Romantiker, kurz er ist vieles, was sich nicht mit dem landläufigen Begriff „Sozialdemokrat" deckt. Man weiß, daß er früher Offizier war, und daß er an den Füßen leidend ist. Vom Offizier hat er noch körperliche und geistige Haltung, und von seinem Leiden mag er wohl die Erkenntnis der „Geduld" haben, zu der er in Hinsicht auf die Bauern in ergreifender Weise die Genossen ermahnte. Ihn sprechen zu hören, war sehr wohlthuend. Da war kein Echauffement, kein Klingeln und Rasseln, keine Phrasen. Er ist kein Rhetor, aber ein Mann, der zu sagen weiß, was er will. Wenn er Dichter wäre, so müßte er seiner Redeweise nach ein Epiker sein. Meist lebt er auf dem Lande, am Wasser, unter Bauern, im Angesicht der Berge und schaut von da mit innerlicher Ruhe auf die Hast und Jagerei der Genossen in der Großstadt. Er hat Zeit und Gelegenheit, sich geistig weiter zu entwickeln, während Bebel und Liebknecht von dem rastlosen Berlin verzehrt werden. Darum kann er geisteskräftig bleiben, wo diese wenig frische Gedanken zu Tage fördern können. Seine Entwicklung ist die ganz normale gewesen, daß er aus den Wolken auf die Erde gekommen ist. Wenn er von der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft redet, so geschieht es mit dem Lächeln des Wissenden, er ironisirt das Warten auf den großen Tag des Umschwungs und geht getrost und unbeirrt durch „Prinzipien" an die Aufgaben der Gegenwart heran. Das hat er auch im bayrischen Landtage gethan. Sieben Monate hat er mit den Ministern und den bürgerlichen Abgeordneten einen Kampf um Sachen, nicht bloß um Worte geführt, er ist für Bauern, Unterbeamte u. s. w. eingetreten, hat den Kriegsminister um vieler Mißstände willen stark angegriffen, schließlich aber hat er zusammen mit seinem wackern bayrisch derben Mitkämpfer Grillenberger für den Gesamtetat gestimmt. Das war in den Augen der zielbewußten norddeutschen Genossen eine Verleugnung des revolutionären Gedankens. Die Partei ist in Gefahr, sie wird zur bloßen Reformpartei, sie „versumpft." Man weiß, daß schon auf dem Erfurter Parteitage Vollmar und Bebel sich gegenüberstanden, ein Gegensatz ist vorhanden, und dieser Gegensatz wird in der Partei immer wieder zum Ausdruck kommen. Wenn aber bürgerliche Blätter deshalb aller Jahre einmal vom Zerfall der Sozialdemokratie reden, so ist das wohl noch auf lange hinaus nichts als ein ödes Geschwätz. Man streitet sich, aber nicht wie Feinde sich streiten. Die Auseinandersetzung zwischen dem Norden und dem Süden war psychologisch interessant, sie war von historischer Bedeutung für die Entwicklung der Partei, aber sie bedeutete für die Tagespolitik nicht übermäßig viel, besonders da man ohne bestimmtes Resultat den Gegenstand erledigte.

Von Berlin aus wird gesagt: „Wenn die bayrische Politik richtig ist, so gehört der erste Teil des Programms in den Papierkorb." Bebel spricht: „Es soll (wenn es nach Vollmar geht) nicht mehr darauf ankommen, daß wir als Sozialdemokraten unser Programm vertreten, sondern Bauern- und Stimmenfang soll getrieben werden; das ist der Schwerpunkt. Die Frage ist, ob wir überhaupt in Deutschland in der Lage sind, irgend einer Regierung Vertrauen entgegenzubringen. Der heutige Staat ist ein Klassenstaat, eine politische Organisation im Interesse der besitzenden Klasse, das wird viel zu sehr vernachlässigt. Unsre Genossen werden so sehr von dem Gefühl, praktisch wirken zu wollen, beherrscht, daß sie die Grundsätze verlieren, und das ist verhängnisvoll."

Für Bebel handelt es sich um das „Prinzip." Vollmar aber sagt: „Was haben wir nicht schon alles als Prinzip zu hören bekommen! Die Auffassung, als ob das Prinzipielle unsrer Partei in jener einzigen Abstimmung liege, kommt mir etwas wunderlich vor, denn diese Auffassung kommt aus der kindlichen Vorstellung, die immer ein Symbol haben will und das Wesentliche in der Form sucht. Die Gegnerschaft liegt so wenig, wie in den roten Krawatten, in einer einzelnen Handlung. Ich und meine Parteigenossen sind der Meinung, daß jede Form, ob parlamentarische oder sonst, etwas rein Untergeordnetes ist. Die Formen zerbrechen früher oder später."

So ringen Dogmatik und Lebenserfahrung mit einander, ein Ringen, wie wir es auch auf andern Gebieten kennen. In diesen Grundgegensatz verflechten sich aber nun mancherlei andre Meinungsverschiedenheiten. Der Bayer steht dem Preußen gegenüber, er spottet über das Nordlicht, das erst die dunkeln Winkel Deutschlands erhellen muß, er sagt: „der preußische Korporalsgeist wird erst dann zufrieden sein, wenn die große Dampfnivellirungswalze über ganz Deutschland gegangen sein wird. Nichts könnte schlimmer sein, als wenn dieser Geist, dem die preußische Regierung ihre Verhaßtheit verdankt, in zunehmendem Maße in unsrer Partei die Herrschaft bekommt." Dieses bayrische Eigenbewußtsein ist gerade auf dem Boden der Sozialdemokratie sehr werkwürdig. Auer klagt: „Bei der dreißigsten Wiederkehr der Gründung der internationalen Arbeiterassoziation sagen die Genossen: wir Bayern sind ganz etwas Extraes"! So stark ist die Naturgewalt der deutschen Stammesgeister, daß alle internationalen Reden sie nicht dämpfen können. Die Sozialdemokratie hat gerade unter Bebels Leitung in Sachsen partikularistisch begonnen, dann ließ sie dieses Jugendgewand fallen, und nun kommt das totgesagte Stammesgefühl wieder heraus. So ist die Natur stärker als die Doktrin, und es wird wohl noch manches in der Partei auftauchen, worüber sich die Herren, die so schöne Formeln für die ganze Welt zurechtgedreht haben, wundern werden.

Wie der Süden in der Reichspolitik seine Reservatrechte bewahrt, so will auch die süddeutsche Sozialdemokratie von der Parteileitung so unabhängig sein als möglich. Grillenberger erklärte: „Ihr mögt beschließen, was ihr wollt, so werden wir nicht folgen, weil wir nicht können." Auer bat Vollmar, er möge nur ein einziges klares Wort sprechen, in der er seine Solidarität mit der Partei unzweifelhaft bekunde, und dieses Wort ist nicht gesprochen worden. Der Bayer bleibt auf seinem Platz: „wir ändern uns nicht durch einen Beschluß."

Achtzig Prozent in Bayern treiben Landwirtschaft. Das ist die wirtschaftliche Eigentümlichkeit, auf die sich Vollmar stützt. Wir sind kein Industrieland, und darum können wir nicht bloß die Politik der Industrie treiben. Unsre Handlungen müssen so sein, daß der Bauer sie versteht. Was aber soll der Bauer denken, wenn wir erst für Notstandsgelder eintreten und dann gegen deren Bewilligung stimmen? Der Bauer ist klug auf seinem Gebiet und hält von philosophischen Allgemeinheiten wenig. Er muß genommen werden, wie er ist. Dem gegenüber werfen die Berliner den Bayern vor, man dürfe doch die Opportunität nicht soweit treiben, daß man nur noch fragt, was „der rückständige Teil der Bevölkerung" hören wolle. Vollmar kennt und liebt den Kleinbauern, der Industriesozialdemokrat aber verachtet ihn. Er kann sich wohl für Landarbeiteragitation begeistern, aber nicht für Bauernhilfe.

Ich weiß nicht, welchen Entwicklungsgang Vollmar in seiner Jugend durchlaufen ist, aber es kommt mir vor, als sei er irgend einmal konservativ gewesen. Er ist voller Sozialist, aber er wirft das bürgerlich liberale Element im heutigen Sozialismus von sich. Der Liberale hat den Bauer nicht geachtet, der Liberale hat mit Bravour Budgets verweigert, der Liberale hat Schablonen und Formen verehrt, er hat den Partikularismus zerdrückt, auf ihn beruft sich in höchst charakteristischer Weise Bebel: „Wir entnehmen unsre Taktik dem opponirenden Bürgertum.“ Bebel lebt noch in der schönen Zeit von 1848, und Vollmar ist über diese Zeit hinaus. Berlin träumt noch von der Heldenzeit, wo es hieß: „dieser Regierung keinen Mann und keinen Groschen,“ und München stimmt für den Staatshaushalt.

Es wäre falsch, wenn die Leser denken wollten, Vollmar werde in Zukunft keine Opposition machen. Er wird, soweit wir ihn beurteilen, einen zähen, harten Kampf gegen die Regierung und gegen die Besitzenden führen, er wird den Erdengöttern von heute gefährlicher sein als Bebel, aber sein Kampf wird nicht Phrase sein. In diesem Sinne ist das Wachsen seines Einflusses ein erfreuliches Zeichen. Von 234 Delegirten stimmten 93 direkt für ihn. Das war ganz Süddeutschland. Es ist ihm und seinem massiveren Helfer Grillenberger, den Auer in freundschaftlicher Erregung wiederholt als „Grillo“ anredete, kein Haar gekrümmt worden. Liebknecht schweigt, Bebel vertritt das Prinzip, und Vollmar — dringt vor.

26. Oktober

6. Die Landwirtschaft wird auf andre Weise in die sozialistische Gesellschaft hineinwachsen, als es bei der Industrie der Fall ist. Mit diesem Satz gab Vollmar die Parole für eine neue Behandlung der Agrarfragen in der Partei aus. Bisher sollte das flache Land kurzerhand nach dem Rezept der Industriezentren kurirt werden. Der Dampfpflug, die Dampfjätemaschine, der Achtstundentag, der Großbetrieb, kurz die Fabrik zur Herstellung von Getreide, Kraut und Rüben war das Ideal der Genossen. Der ländliche Kleinbetrieb würde binnen kürzerer Frist durch die kapitalistische Entwicklung von der Oberfläche Deutschlands verschwunden sein, und dann könnte man einen Landkommunismus schaffen, wie er wohl bei den Peruanern einmal gewesen sein soll. Wer Bebels „Frau“ gelesen hat, erinnert sich an die wunderbaren Treibhäuser des Zukunftstaats.

Daß diese Gedankenreihen viel Unsinn enthalten, war verständigern Parteigenossen längst bekannt, aber erst in den letzten Jahren wagten sich andre Ansichten mehr hervor. Die Schwierigkeit lag darin, daß genau genommen das Lied vom alleinseligmachenden Groß- und Maschinenbetrieb ausgesungen sein muß, ehe man die neue Melodie anfangen kann. Dem sozialdemokratischen Kopfe wird eine Umrangirung seines Inhalts zugemutet, die sich bei dem erwachsenen Alter dieser Partei nur mit großer Mühe vollzieht. Dazu kommt, daß es für die Landfrage keinen Karl Marx giebt. Zwar der dritte Band des „Kapitals“ soll erst noch veröffentlicht werden, und man sagt, er behandle die Grundrente; aber schon im voraus ist klar, daß auch dieser Band nicht das bringen kann, was die Durchforschung der Agrarverhältnisse heute fordert. Deshalb ist man bei dem neuen Gebiet viel mehr auf bürgerliche Quellen angewiesen als bisher. Zwar im Grunde war ja auch Marx ein Nationalökonom bürgerlichen Ursprungs, wie die andern alle, aber er ist zur sagenhaften Gestalt geworden, zum Herkules des Proletariats. Von diesem Heros muß man sich abwenden, wenn man mit Vollmar, Schönlank und David gehen will.

Der Vortrag Schönlanks war geistvoll und geschickt, er ähnelte in seinem Material teilweise den Ausführungen von Weber und Goehre auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß, nur war die Tonart anders. Im Hintergrunde stand die Revolution, zu der der Bauer nötig ist: „dadurch, daß wir die eine Hälfte des Landvolkes gewinnen, müssen wir dessen politischen Einfluß neutralisiren. Wir dürfen es nicht dahin kommen lassen, wohin es 1848 gekommen ist. Damals hat die Reaktion den Bauern Zugeständnisse gemacht, um sie gegen die Revolution aufzuhetzen.“ Der leitende Gesichtspunkt war weniger: was ist für den kleinen Mann auf dem Lande die Hilfe? als: in welcher Weise muß die Partei operiren, um des Bauern habhaft zu werden? Das Hauptstück war die Agitation. „Die Vorbedingung einer guten Landagitation ist das Eingeständnis, daß die Mehrzahl unsrer Parteigenossen blutwenig von der Agrarfrage weiß.“ Die Erkenntnis fängt damit an, daß man die Landwirtschaft nach ihren verschiednen Gruppen individualisirt und ihr Programmvorschläge unterbreitet, die dem Bedürfnis der einzelnen Gruppen angepaßt sind. „Wir müssen die Medizin der Sozialdemokratie den Landleuten in homöopathischen Dosen beibringen, sonst bringt sie die Leute um.“

Schönlanks Rede war glatt, scharf, akademisch. Nach ihr setzte sich Vollmar, dem das längere Stehen schwer fällt, an den Rand der Tribüne und redete in derselben Richtung, aber viel persönlicher und schlichter. Als Rede war das, was er vorbrachte, teilweise von einzigartiger Wirkung. Es war ein freies und ruhiges Schöpfen aus einer Fülle von gegenständlichem Denken. Bisweilen wurde er breit, dann aber raffte er ganze Gedankenbündel mit großer Präzision zusammen. Wir können nur etliche Einzelheiten herausheben: Es ist ein großer Unterschied zwischen den sozialdemokratischen Prophezeiungen der siebziger Jahre und dem, was heute ist. Der Ruin des Kleinbauern sollte unaufhaltsam sein und sollte ein Fortschritt sein, das Ziel war die Verstaatlichung des Grund und Bodens. Bei dieser Auffassung hatte der Sozialismus dem Bauer nichts zu bieten als: seid jetzt geduldig, im sozialistischen Himmelreich geht es euch um so besser. Mit dieser Auffassung hat man Landagitation getrieben. Diese städtische Landagitation, die den Bauer an etlichen schönen Sonntagen einwickeln will, malt Vollmar mit kräftiger Ironie ab. Der städtische Hochmut muß abgelegt werden. Man muß den Bauer erst verstehen, ehe man etwas von ihm verlangen kann. Er ist mißtrauisch und hat dazu ein geschichtliches Recht. Man darf ihm nicht fertige Gedanken aufoktroyiren wollen, sondern muß ihn so fassen, daß er die Schlußfolgerungen selber zieht. Auch soll man ihn in seiner Religion nicht stören. „Nach meiner Auffassung, einer Auffassung, die sich mit unserm Programm völlig deckt, haben wir uns mit der Religion gar nicht zu befassen. Sie geht uns gar nichts an, und wir verstehen in der Regel wenig von ihr, denn wer da glaubt, daß Religion, Kirche und Geistlichkeit ein und dasselbe sei, der täuscht sich himmelweit. Es ist eine Notwendigkeit, jetzt, wo wir in die Landagitation eintreten, muß der Zweideutigkeit ein Ende gemacht werden, die auf der einen Seite predigt, Religion sei Privatsache, und auf der andern Seite den Gaul schießen läßt und die widerlichste Pfaffenfresserei treibt.“ Der Beifall bei dieser Stelle zeigte, wie viele Genossen ähnlich denken. Eine andre Stelle war auch des Nachdenkens wert: „Die ganze Geschichte von Eugen Richter, daß kein Notstand auf dem Lande sei, ist ein vulgärliberales Geschwätz. Leider sind auch bei uns nicht wenige, die sich durch dies alberne Geschwätz haben bethören lassen. Damit muß radikal gebrochen werden.“ Angesichts des vorhandnen Notstandes sind zwei Wege möglich: entweder wir lassen den Verschuldungs- und Enteignungsprozeß unsers Bauerntums gefühl- und thatenlos sich entwickeln, wir lassen nach manchesterlichem Muster das Spiel der freien Kräfte sich entfalten, dann sind wir im Widerspruch mit unserm eignen Verfahren in Bezug auf Arbeiterschutz u. dergl., oder wir suchen, bei aller Anerkennung, daß der Siegeszug des Kapitals unwiderstehlich ist, dem Bauer zu helfen, wo und wie wir können. Wenn wir die Dinge laufen lassen, so verurteilen wir uns zur Rolle des machtlosen Zuschauers, wir zwingen die Bauern, bei ihren jetzigen Führern zu bleiben. Wenn wir das thun, dann müssen wir uns eine große Geduld angewöhnen in Bezug auf die Zeit, in der wir hoffen, zu unsern Zielen zu kommen. Ohne und gegen den Willen der großen Masse der ländlichen Bevölkerung kann in Deutschland eine durchgreifende gesellschaftliche Umgestaltung ganz unmöglich vollzogen werden. Wir verzichten auf das Ergreifen der Macht, oder wir gewinnen den Bauer.

Allgemein wurde erwartet, Bebel, Auer, Liebknecht würden ihre Meinung über den Frontwechsel aussprechen, sie zogen es

aber vor, zu schweigen. Nachdem David noch im Sinne Vollmars gesprochen hatte, und nachdem weniger bedeutende Reden etliche Stunden angefüllt hatten, beschloß man, eine Kommission für das Studium der Agrarfrage zu wählen. Ob diese Kommission lebensfähig sein wird, bleibt abzuwarten. Nicht die Existenz der Kommission verbürgt den Fortgang der agrarischen Anregung, sondern die Stimmung eines großen Teils der Versammlung.

27. Oktober

7. Schlußbetrachtung. Den letzten Teilen des Parteitages konnten wir nicht beiwohnen, wollen darum auch nichts über sie schreiben. Das Wesentliche an dem, was noch nicht besprochen ist, ist die Rede Schippels über die Trusts oder Ringe. Dieses Thema liegt jetzt in der Luft. Man ist geneigt, den Ringen als guter Entwicklungsstufe freundlich entgegenzukommen. Wir sind unsrerseits noch nicht klar, ob diese Auffassung richtig ist.

Der Gesamteindruck des Parteitages war ein günstiger. Die Haltung war durchweg gut. Die Delegirten machten fast durchweg den Eindruck ordentlicher, tüchtiger Leute. Natürlich waren Geist und Klarheit hier wie sonst in der Welt verschiedentlich verteilt.

Was aber wird weiterhin aus der Partei werden? Das kann kein Mensch sagen. Wenn man die Partei sich ruhig weiter entwickeln läßt, so haben wir keine Sorge. Dann wird sich das Gesunde je länger desto mehr in die Höhe arbeiten. Aber wenn man neue Experimente machen will, Vereinsbeschränkungen u. s. w., dann ist die Zukunft ganz unberechenbar. Ich schreibe dieses, während die ersten Telegramme über den Wechsel des Reichskanzlers von Berlin kommen. Vielleicht liegt noch nicht alles so schlimm als man zu fürchten scheint. Ein neues Sozialistengesetz irgendwelcher Art wäre die kolossalste Dummheit, die man im heutigen Deutschland machen könnte. Das schreibt mit vollem Bewußtsein dessen, was er schreibt, ein aufrichtiger Patriot, der eben fünf Tage lang die sozialdemokratische Generalversammlung durchlebt hat. Wenn Seine Majestät unser Kaiser einmal sein könnte wie ein andrer Mensch, wenn er hören und sehen könnte wie schlichte Männer im Volk, wenn man ihn einmal auf vier Wochen seiner gewöhnlichen Umgebung entreißen könnte, — ja wenn, wenn! Es muß furchtbar schwer sein, richtig über Dinge zu entscheiden, die man nur von einer gewissen Höhe aus in der Entfernung sehen kann. Falls es aber Leute geben sollte, die um ihres Vorteils willen die höchste Stelle im Reiche im Sinne der Repression beeinflussen, dann würden wir nicht anstehen, solche Leute als Frevler zu beschuldigen. Es giebt nichts Geheiligteres für den Vaterlandsfreund als die Seele des Volks. Nach schwerer Krankheit beginnt in dieser Seele die Heilung, sie beginnt zart und leise wie alle Heilungsprozesse, und gerade dieser Moment wird herausgesucht, um die Frucht von soviel Geduld zu zerstören. Im Namen der Seele unsers geliebten deutschen Volks flehen wir alle an, die einen Mund haben zum Reden: wehrt dem Rückfall in alte Irrtümer! Glaubt, ihr Freunde, glaubt an die natürliche Kraft der Wahrheit und verzichtet auf die Polizei!

Als die Nachricht von den neuen Umsturzgesetzen kam, fragten verschiedne christliche Freunde des Volkes, ob wir nicht im Fall neuer Repressivmaßregeln uns in die Kohorten der Sozialdemokratie einreihen müßten. Diese Frage wird jetzt in mancher ehrlichen Seele schlummern. Jeder Einzelne soll sehen, wie er vor Gott und seinem Gewissen richtig entscheidet. Wir beantworten für uns die Frage mit bestimmtem Nein. Wir werden immer ein gerechtes Urteil über die Sozialdemokratie herbeizuführen suchen und werden darum die jetzt wieder aufsteigende Art der Bekämpfung des Umsturzes nie mitmachen können, aber gerechte Beurteilung und Anschluß sind noch zweierlei. Gerade der Parteitag war uns ein Zeichen dafür, daß wir mit unsrer eben beginnenden evangelisch-sozialen Bewegung den richtigen Kurs haben. Das, was die fortgeschrittensten und verständigsten Elemente der Sozialdemokratie jetzt anregen, ist zwar für die Partei neu, nicht aber für uns, die wir von vornherein auf dem Boden energischer, praktischer Sozialreform

stehen. Für uns sind es Dinge, die wir schon hatten. Die praktische Gruppe der Sozialdemokratie nähert sich unserm Standpunkt, wir aber haben kein Bedürfnis, uns ihr zu nähern und damit die ganze Last einer teilweise recht fraglichen Vergangenheit, die Reste eines wüsten Traumes mit auf unsre Schultern zu nehmen. Wir können es den Christen Deutschlands nicht zumuten, mit einem Manne wie Bebel gemeinsame Sache zu machen, den der Spott über den Glauben bis in die letzten Jahre begleitet hat. Mögen viele sozialpolitische Forderungen gemeinsam sein, der Geist ist ein andrer. Das würde sich unter allen Umständen zeigen. Wir würden die Freiheit in der Verkündigung des Evangeliums verlieren, wenn wir mit Gottesleugnern uns fürs Leben zusammenketteten. Wir müßten die Treue zur Monarchie, die trotz aller Sorgen tief in unsrer Brust sitzt, opfern, wir würden das Amt des Versöhnens vergessen, das uns Gott gegeben hat. Nein, ihr Freunde, es geht nicht. Wir haben geistige Schätze zu verwalten, die man nicht aufs Spiel setzen darf. Laßt uns Geduld haben, wenn wir heute klein sind und die Sozialdemokratie ist groß. Auch sie hat klein angefangen. Man muß nicht Früchte pflücken wollen, die man nicht selber gepflanzt hat. Und, wenn es euch notwendig scheint, eurem Mißmut über die falsche Politik der Unterdrückung Ausdruck zu geben, so könnt ihr das auch als Christlich-soziale. Das Gesetz wird, wenn es kommt, schon so eingerichtet werden, daß es christliche und materialistische, internationale und patriotische Sozialisten in einer Pfanne brät.

F Naumann

Von den Nebeln, die die Sonne suchten

Wir waren zur Wartburg hinauf gegangen, einige Freunde. Oben war ich von den andern abgekommen. Und dann stand ich allein auf dem südwestlichen Turme.

Es hatte geregnet, und nun schien die Sonne. Ueberall her aus den Thälern machten die weißen Nebel sich auf und faßten sich bei der Hand und stiegen die Berge hinauf bis auf die Gipfel der Tannen. Sie suchten die Sonne. Und die Sonne trank sie in sich.

Morgen kommen sie im Regenfall wieder, dachte ich mir. Ob das die Gebete der Erde sind, die sie zur Sonne hinauf schickt, aus dem Regen der Höhe geboren und im neuen Regen erhört? ein Atmen der Erde wie das Atmen des Geistes, der betet?

Inzwischen waren die neuen Nebel oben angekommen und reckten sich wie in unendlicher Sehnsucht weit, weit der Sonne entgegen. Einige hielten sich. Weit hatten sie die Arme ausgestreckt, emporgehoben, und es war, als wollten sie sich nicht aufsaugen lassen, sondern bleiben, wie sie waren. Aber die Sonne trank sie doch.

Ich dachte an einen, der mir gesagt hatte, Seligkeit sei ihm Zerfließen ins allgemeine Leben, und ich hatte geantwortet: sie sei mir Unterscheidung vom allgemeinen Leben. Seligkeit sei Persönlichkeit, hatte ich gesagt, Zusammenhalten, fest und stark und freudig werden. Seligkeit sei ewiges Streben und ewige Arbeit, ohne den Fluch der Vergeblichkeit, ohne die treibende Unruhe, Streben im Segen, Arbeit in Ruhe.

Und nun diese Nebel, welche die Sonne trank! Gaben sie meinem Gegner nicht Recht?

Ja, mag zerfließen, was aus der Erde aufstieg! Es ist ein Andres, das vor der Sonne, ja gerade in der Sonne und durch die Sonne stand hält.

Wo Geist und Leben wuchs, das bleibt ewig. Aus Geist und Leben gewachsen hält sichs im Geist und im Leben.

Bs

Verschiedenes

(Neue Veröffentlichungen über Luther und die Wittenberger Reformation) Der glücklichste und eifrigste Forscher nach bisher unbekanntem Material zur Geschichte Luthers und der Wittenberger Reformation ist ohne Zweifel zur Zeit Georg Buchwald, dem wir an dieser Stelle unsre Glückwünsche dafür aussprechen dürfen, daß ihn bei Gelegenheit des Königsberger Universitätsjubiläums die dortige theologische Fakultät zum Ehrendoktor der Theologie promovirt hat. Seit

dem letzten Reformationsfeste hat seine unermüdliche Arbeit uns drei größere Schriften geschenkt, die jede in ihrer Art einen wertvollen Beitrag zur deutschen Reformationsgeschichte enthält. Zunächst stellte er in seiner Schrift „Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit“ (Leipzig, Georg Wigand, 1893) aus den Briefschätzen der Zwickauer Bibliothek alles zusammen, was sich dort an Aeußerungen und Nachrichten über Wittenberg vorfand. Sind es auch keine großen Neuigkeiten, die aus diesen Briefnotizen entnommen werden können, so finden sich hier doch die schätzenswertesten Mitteilungen aus Luthers amtlichem und privatem Leben, vor allem über seine schriftstellerischen Arbeiten; aber nicht minder auch Wertvolles über die Männer seiner Umgebung und über städtische und Universitätsverhältnisse. Für die Datirung mancher Schrift Luthers ist hier zum erstenmale ein sicherer Anhaltspunkt geboten. Kurz darauf erschien Buchwalds Publikation „Die Entstehung der Katechismen Luthers und die Grundlage des großen Katechismus“ (Leipzig, Georg Wigand, 1894). Hier finden wir, wie in der in diesen Blättern bereits früher angezeigten Schrift Buchwalds „Luthers letzte Streitschrift,“*) einen Fund verwertet, den der eifrige Forscher neuerdings auf der Universitätsbibliothek zu Jena gemacht hat, indem er dort den großen Handschriftenschatz **Georg Rörers** aufgespürt hat, der die Vorarbeiten und Sammlungen für die Jenaer Lutherausgabe enthält. Für die Geschichte des Katechismus fand sich hier unerwartet reiches Material. Zunächst schon aus dem Jahre 1523 ein Zyklus von zwölf Predigten Luthers, in denen die Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vater Unser und das Ave Maria ausgelegt sind. Da der vollständige Text dieser interessanten Predigten demnächst von Buchwald in der Weimarer Lutherausgabe veröffentlicht werden soll, so teilt er in der genannten Schrift nur ausgewählte Proben vorläufig daraus mit. Dagegen bietet er uns vollständig einen weiteren, noch bedeutenderen Fund, der in das Jahr 1528 gehört. Im Mai dieses Jahres war der Stadtpfarrer Bugenhagen nach Braunschweig beurlaubt worden, um dort die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen; Luther übernahm für ihn die Amtsvertretung und begann sofort an den Wochentagen über den Katechismus zu predigen. Vom 18. bis 30. Mai absolvirte er ihn in elf Predigten. Im September (vom 14. bis 25.) that er es zum zweitenmale in zehn Predigten, und abermals in zehn Predigten vom 30. November bis 19. Dezember. Er selbst ging also mit eignem Beispiel darin voran, die Bestimmungen auszuführen, die in dem Ostern 1528 erschienenen „Unterricht der Visitatoren“ an alle Pfarrer betreffs der Predigt des Katechismus ergangen waren, während gleichzeitig der Wittenberger Diakon Georg Rörer in verschiednen Dörfern in Wittenbergs Umgegend Predigten der gleichen Art hielt. Luthers drei Predigtzyklen wurden von Buchwald in drei parallelen Kolumnen vollständig abgedruckt; sie bieten um deswillen ein besondres Interesse, als sie für Luther selbst bei der Ausarbeitung seines großen Katechismus die nächste Vorlage gebildet haben, an die er sich oft wörtlich angeschlossen hat, nur daß auch noch seine Palmsonntag- und Gründonnerstagpredigten von 1529 hierfür von ihm benutzt worden sind. Aber auch für den kleinen Katechismus bietet Buchwalds Schrift ein wichtiges Ergebnis. Wer sich der Vorrede Luthers zu diesem Büchlein erinnert, der weiß, daß Luther dort mehrmals die nachfolgenden Hauptstücke als „diese Tafeln“ bezeichnet. Der Ausdruck war bisher unverständlich; jetzt haben uns Briefe Rörers an Stephan Roth in Zwickau erwünschten Aufschluß gebracht. Da lesen wir nämlich am 20. Januar 1529, daß Rörer an der Wand seines Studirstübleins die **Tafeln** (Tabulas) angeheftet hat, auf denen Luther aufs kürzeste und gröbste (brevissime et crasse) für die Kinder und das Gesinde den Katechismus erklärt habe. Diese ersten Tafeln müssen unsre drei ersten Hauptstücke enthalten haben, denn am 16. März übersendet Rörer seinem Freunde als eben gedruckt nun auch Tafeln mit Beichte, Taufe und Abendmahl. Daraus erhellt, daß **unser kleiner Katechismus zunächst in Plakatform**, jedes Hauptstück auf einem besondern Blatte, und in zwei Absätzen nach einander erschienen ist, und zwar in dieser Form **eher als der große Katechismus**. Erst in seiner Buchausgabe und mit einer Vorrede ausgestattet ist der kleine Katechismus später als der große erschienen. Im Sommer dieses Jahres folgte als dritte größere Veröffentlichung Buchwalds das „Wittenberger Ordinirtenbuch 1537—1560“ (Leipzig, Georg Wigand, 1894). Georg Rietschel berichtete bei Gelegenheit der Lutherjubiläums 1883 in seiner wichtigen Schrift „Luther und die Ordination“ über ein wertvolles Aktenstück, das sich im Archiv der Wittenberger Stadtpfarrkirche befinde; nämlich das älteste Ordinandenregister der deutschen Reformation, 1537 beginnend und in Melanchthons Todesjahr schließend. Einen Abdruck davon gab er in jener Schrift nicht, wohl aber entnahm er ihm bereits wichtige Beobachtungen über Herkunft, Bildungsgang und Qualifikation der in jenen Jahren zum Predigtamte Beförderten. Buchwald hat sich jetzt der Mühe unterzogen, das Register vollständig abzuschreiben und in vorliegender Schrift es wortgetreu zu veröffentlichen. Seine eignen Zuthaten beschränken sich auf die Umrechnung der Daten in unsre heutige Datirungsweise und auf die Hinzufügung eines Personen- und Ortsregisters. Man möchte freilich wünschen, daß der Herausgeber auch die schwierigere Arbeit in Angriff genommen hätte, sowohl die Personen- wie die Ortsnamen zu verifiziren, also das hier neu gebotne Material mit dem bereits bekannten in Verbindung zu bringen. Aber auch ohne diese Verarbeitung des Materials bleibt die Publikation ein höchst schätzenswerter Beitrag. Mögen auch die zahllosen Namen, die hier an einander gereiht sind, zunächst dem Leser wenig Interesse ablocken, so erhebt sich dieses, sobald man mit bestimmten Fragen an das Register herantritt. So mit der

*) Vergl. Jahrg. 93 Nr. 30 und 46.

Frage: Aus was für Ständen und Berufsarten gingen die Pastoren damaliger Zeit hervor? Neben solchen, die von der Universität kommen, finden sich noch in großer Zahl Ordinirte, die unmittelbar aus bürgerlichem Berufe ins geistliche Amt übertraten. Oder man stelle die Frage: Ordinirte man in Wittenberg nur für die sächsische Landeskirche oder auch für andre Kirchen? Mit Ueberraschung wird man gewahr, daß Wittenberg nicht nur für die eigne Kirche, sondern für weite Gebiete der evangelischen Christenheit als Ordinationsstätte diente. Hier wird ordinirt auch für Anhalt, Schlesien, Brandenburg, Ungarn und Siebenbürgen, die Ostseeprovinzen u. s. w. Oder man frage z. B., was für einen Einfluß die bösen Jahre des Interims (1548 ff.) auf die Ordinationen ausgeübt haben, und man wird mit Befriedigung sehen, daß auch in der gefährlichsten Zeit, als die katholischen Bischöfe ihre Ordinationsrechte wieder geltend machen wollten, Bugenhagen unverdrossen in Wittenberg weiter Kandidaten zum Pfarramt ordinirt hat. Daß dieses Register für die Theologengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts eine Fülle urkundlich sicherer Daten bietet, sei nur nebenbei erwähnt.

Neben diesen Veröffentlichungen, die wir Buchwalds Fleiß verdanken, seien noch zwei Schriften erwähnt, die eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über Luther und seinen Kreis enthalten. **Wilhelm Reindell** hat mit Unterstützung des Rates und der Stadtverordneten der Stadt Colditz den ersten Band einer Sammlung der Werke von Luthers Ordensgenossen, Freund und Mitarbeiter **Wenzeslaus Linck** herausgegeben (Marburg, Oskar Ehrhardt, 1894), der die Schriften des Genannten von 1518—1525 umfaßt. Es ist dankenswert, daß uns damit die Arbeit eines der Männer, die Luther so nahe standen und deren Entwicklung von Schritt zu Schritt unter seinem Einfluß sich vollzogen hat, jetzt so bequem zugänglich gemacht worden ist. Von besonderm Interesse ist in diesem Bande Lincks Büchlein von „Arbeit und Betteln“ 1523, insofern es, Luthers Spuren folgend, die evangelische Betrachtung vom sittlichen Wert der Arbeit und geordneter Armenpflege unter dem Gesichtspunkte der Nächstenliebe entwickelt. Daneben sei auch an dieser Stelle **Adolf Hausraths** prächtiges Büchlein „Martin Luthers Romfahrt“ (Berlin, G. Grote, 1894) erwähnt. Nicht allein, daß der Verfasser seine Gabe geschmackvollen Erzählens hier in anziehendster Weise bethätigt, sondern er hat auch mit Erfolg den glücklichen Gedanken ausgeführt, Luthers Erlebnisse und seine verstreuten Erinnerungen an den Aufenthalt in Rom an einem gleichzeitigen Pilgerbuche aufzureihen, wie es den Rompilgern als Fremdenführer diente und nach manchen Spuren zu schließen auch von Luther gekannt worden ist. Mag sich auch manches gegen Hausraths Auffassung betreffs des Weges, den Luther auf der Reise nach Rom und von Rom gewählt hat, einwenden lassen, und mag auch ein noch genaueres Studium der Schriften Luthers die Zahl seiner Erinnerungen an die Romfahrt nicht unerheblich vermehren, so bietet doch vorliegendes Büchlein bereits eine recht reichhaltige Sammlung und immer eine ansprechende Verwertung des interessanten Materials. Ueberall begegnet uns das besonnene Urteil eines historisch geschulten Theologen, der den Irrtum zu vermeiden weiß, der so oft bereits in die Romfahrt des Mönches den Wendepunkt seiner inneren Entwicklung verlegen wollte.

G Kawerau

(Trierer Lutherstudien) Eine Beleuchtung der neuesten römischen Angriffe gegen Luther, von D. **Karl Fey**. Leipzig, Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes. 60 Pfge.

Ueber die Kontroverse Beyschlag — Einig ist seiner Zeit in der Christlichen Welt eingehend berichtet worden.*) Beyschlag hatte seinen offnen Brief an den Trierer Bischof D. Korum selbst gerichtet, und vielleicht wäre es richtiger gewesen, den mit der Beantwortung beauftragten Seminarprofessor D. Einig überhaupt keiner Entgegnung zu würdigen. Denn wer den Herrn herausfordert, darf dessen vorgeschickten Diener getrost unbeachtet lassen. Nun, wer von uns Beyschlags Bescheid an den bischöflichen Seminarprofessor in Trier, Herrn D. Einig, und seine dritte Schrift „Zur Würdigung der Einigschen zweiten Antwort in Sachen meines offnen Briefes“ gelesen, und ihrer sind viele Tausende, der kann dem allzeit schlagfertigen Vorkämpfer der evangelischen Sache doch nichts weniger als gram sein, ihm, der mit fast jugendlicher Frische seine Leser und Zuhörer zu beleben versteht, und dessen Eigenart es nun einmal nicht zuzulassen schien, die Abfertigung von D. Einig und Genossen andern anheimzugeben. Das bestellte falsche Siegesgeschrei von der Mosel her täuscht ja doch keinen Einsichtigen. Aber schließlich, was kam, was kommt bei solchen Fehden heraus? Die Erfahrung sagt, sehr wenig.

Nach bekannten Fechterkünsten spitzten sich die zum Teil sehr unfeinen Antworten der **vereinigten** Trierischen, unter denen sich auch ein bekannter Ueberläufer, lutherisch von Geburt, heute Jesuit, recht bemerkbar machte, immer mehr zu. Wenn sie merken, daß ihnen das Pulver zu fehlen beginnt, greifen sie wohl nach Feldsteinen oder Schmutz und werfen damit nach dem verhaßten Luther und stellen sich, als wenn dieser große, echtdeutsche Mann für uns Evangelische unfehlbar oder gar ein Heiliger wäre. So hat auch wieder Herr D. Einig aus alten und neuern Büchern mancherlei zusammentragen lassen, um nach seiner Weise ein förmliches Gericht über D. Martinus abzuhalten und in ihm uns zu vernichten. Wenigstens stellt er sich so. Damit nun auch Aengstliche und Unkundige auf unsrer Seite sich rasch von der edeln Dreistigkeit, den halben und ganzen Unwahrheiten, den Uebertreibungen und Entstellungen überzeugen können, die bei dieser Gelegenheit wieder von der Stadt des heiligen Rockes und seiner Wunder ausgegangen sind, hat Dr. Karl Fey die große Mühe nicht gescheut, in der vorliegenden

*) Vergl. Nr. 11 dieses Jahrganges.

Schrift mit vieler Gelehrsamkeit D. Einigs Quellen, die offnen wie die verborgnen, aufzudecken. Manches Fragwürdige und Trübe wird hier nachgewiesen und vor allem mit Belegen aus zeitgenössischen Werken, dann aber auch unter Benutzung neuster Forschungen der wahre Wert jener Trierer Lutherstudien klargestellt. Warum gerade Luther? Wie es gemacht wird; Döllinger und Luther; Luthers Tischreden; Luther und die Ehe; Luthers Heirat; Die Doppelehe Philipps von Hessen; Luthers Waffen; Luthers Beruf; Wittenberg oder Rom? — das sind die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte; in allen befleißigte sich der Verfasser der Ruhe und der Mäßigung und ließ möglichst viel andre sprechen. Die Zuverlässigkeit seiner dankenswerten Arbeit konnte dadurch nur gewinnen. Selbstverständlich ward nicht beschönigt, wo es nichts zu beschönigen gab, so z. B. in der Behandlung der Doppelehe Philipps von Hessen, aber auch hier lernt man Luther aus seiner Zeit heraus besser begreifen und wird dann auch daran erinnert, daß es Päpste bei Zeit und Gelegenheit gerade in diesem Betracht nicht besser gemacht haben. Freilich kein Trost, aber zur Gegenwehr nicht zu verachten.

Der Abschnitt über das Verhältnis Döllingers zu Luther ist bei aller Kürze besonders gut gelungen. Man sollte meinen, es stünde den Neukatholiken schlecht an, Döllinger, den Vater des Altkatholizismus, als ihren Kämpen gegen Luther ins Feld zu führen. Aber so sind sie nun einmal die heißen Köpfe, vom jungen Joseph Görres, dem Feinde der Fürsten und Pfaffen und seiner Freigeisterei schweigen sie in sieben Sprachen, um von dem alt- und ultramontan Gewordnen desto mehr Wesens zu machen und nach ihm sogar die Görresgesellschaft zur Verbreitung ungefährlicher Schriften zu nennen; umgekehrt pflegt man, wo römische Priester beisammen sind, vom alten Döllinger nicht gern zu sprechen, der da schrieb: „Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner [Luthers] Hand, wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied.“ Dafür kommt man in Rom und Trier um so lieber immer auf des jungen Döllinger Skizze über Luther (1850) zurück. So bilden denn diese Trierer Lutherstudien ein passendes Nachwort zu der Fehde Beyschlag—Korum, Einig und Genossen; will man in Trier, um ja nur das letzte Wort zu behalten, darauf antworten, nun gut. Res ad triarios venit! Ert

(Das römische Interdikt über altkatholische Kirchen) und seine Anerkennung durch deutsche Staatsregierungen von Innocentius Mirabundus. Bonn, Joseph Bach, 1894. 20 Pfge.

Notschrei und Anklageschrift zugleich wendet sich diese freimütige und vornehme Schrift nicht minder an das Mitgefühl als an das Gewissen der deutschen Staatsregierungen und des deutschen Volkes überhaupt, um noch einmal dem nun doch nicht weiter zusammenschmelzenden, sondern wacker sich behauptenden und langsam zunehmenden Häuflein der Altkatholiken gegenüber an die leider oft ganz vergessene Schutzpflicht zu erinnern und die Zufügung neuen Unrechts zu verhüten. Ein Notschrei, denn vor kurzem hat sich auf einen Wink der einst so ganz anders gesinnten badischen Regierung sogar die Universität Freiburg als wissenschaftliche Körperschaft dazu verstanden, der Ausweisung der Altkatholiken aus der Universitätskirche als einer unumgänglichen Maßregel zuzustimmen, weil den Bedürfnissen der römisch-katholischen Fakultät bei Fortdauer des gegenwärtigen Verhältnisses nicht Rechnung getragen werden könne und die kollegiale Rücksicht auf eine Fakultät es erfordere einen Gegenstand andauernder Mißhelligkeiten zu beseitigen; das heißt in ehrlichem Deutsch: des fortgesetzten, berufsmäßigen Schreiens der Neukatholischen müde, die jede wenn auch rein äußerliche Gemeinschaft mit den Altkatholiken für undenkbar erklären, ließ Baden die Universitätskirche dem Bischof Roos und seinen Dienern zum alleinigen Gebrauche überweisen, und um Aergernis bei Rom zu verhüten, sollen fortan weder Altkatholiken noch auch Evangelische darin Gottesdienst halten. Unser Herrgott ist eben geduldig und muß sich manche Huldigung gefallen lassen, die menschlicher Anmaßung und Herrschsucht Befriedigung gewährt. Dann aber auch eine Anklageschrift, die bei zum Teil neuer Beleuchtung der staatlichen Schwäche im Kampfe mit römischer Unduldsamkeit den Spiegel vorhält. Anstatt die altkatholische Strömung einfach auf dem von selbst gegebnen Wege der völligen Gleichberechtigung mit den Römischen zu stärken und in den Altkatholiken ein immer lästigeres Memento für die Ultramontanen sich ohne sonderliches Zuthun, allein durch wohlwollende Anerkennung entwickeln zu lassen, haben die deutschen Staaten angefangen, wie es scheint, von einem Fall zum andern die schützende Hand von den Altkatholiken wegzuziehen, wann und so oft aus dem begehrlichen römischkatholischen Lager wider diese das Kreuzige ihn! Kreuzige ihn! erschallte. Trado ut des.

Und den Hintergrund dieser traurigwahren, beschämenden Betrachtung bildet in unsrer Schrift das römische Interdikt, jenes alle Völker zur Verzweiflung und Empörung bringende Kampfmittel des sogenannten heiligen Stuhles, das erbarmungslos, ohne zwischen Schuldigen und Unschuldigen zu unterscheiden, Tausenden, Hunderttausenden Gottesdienst, Spendung der Sakramente und jegliche Seelsorge vorenthält, nur damit vielleicht ein einzelner zu Kreuze krieche und sich dem Papste beuge. Das Interdikt, mit dem verglichen die jetzt auch gelegentlich hochgepriesene Inquisition maßvoll erscheint, weil von ihr immer nur Einzelne verfolgt worden sind, das Interdikt, entsprungen dem Gedanken, die Schuldigen durch den Anblick des Unheils, das sie (!) über die Unschuldigen gebracht, umzustimmen, die Unschuldigen aber zu Vorstellungen und Fürbitten anzutreiben (vgl. Ferdinand Walters Lehrbuch des Kirchenrechts, 14. Auflage, S. 438), das Interdikt, dem weder Rom, die ewige Stadt, im Jahre 1155 unter Papst Hadrian IV. noch das heilige Köln, diese allezeit getreue Tochter der römischen Kirche von der diesjährigen tönenden Katholikenversammlung her, im Jahre 1288 entgehen sollte. Wie konnte nur Ranke in der Vorrede zu seiner Geschichte der Päpste des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts 1834 schreiben: „Was ist es heutzutage, das uns die Geschichte der päpstlichen Gewalt wichtig machen kann? Nicht mehr ihr besondres Verhältnis zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß mehr ausübt, noch auch Besorgnis irgend einer Art; die Zeiten, wo wir etwas fürchten konnten, sind vorüber, wir fühlen uns allzugut gesichert: es kann nichts sein als ihre weltgeschichtliche Entwicklung und Wirksamkeit.“ Ranke hat es noch erlebt, daß Rom hundert und aber hundert Gemeinden den Priester vorenthielt und sie künstlich zu Verwaisten machte, weil sein Stolz es nicht zuließ, dem ob der päpstlichen Unfehlbarkeit besorgt gewordnen deutschen Staate eine Anzeige zu machen, die anderwärts längst hergebracht war und ohne Beanstandung weiter besteht. So geschah es denn, daß im neuen deutschen Reiche das Interdikt, ohne ausdrücklich verhängt worden zu sein, dennoch thatsächlich angewandt worden ist, und zwar nicht ohne Erfolg. Unhaltbar wurden die sittlichen Zustände in manchen Gegenden, da zu dem Mangel aller Seelsorge der verwirrende Eindruck kam, den eine lange Reihe dem Staate aufsässiger und wahllos widerspenstiger Geistlichen auf schlichte bäuerliche Gemüter machte, bei denen es auf Gründe und Zusammenhang weniger ankommt. Will jemand für die zunehmende Sittenlosigkeit auch des katholischen Teiles der Bevölkerung den sogenannten Kulturkampf immer noch mitverantwortlich machen, dann vergesse er doch ja nicht den Einfluß des bösen Beispiels, gegeben von der höhern und niedern römischen Geistlichkeit in seinem Verhältnisse zur Staatsgewalt. Dem Volke die Religion zu erhalten, war der hartnäckige, rechthaberische Widerstand der römischen Geistlichkeit in seinen unausbleiblichen Folgen und auf die Dauer wahrhaftig nicht geeignet, das war jedem klar. Aber nicht dem, der sich Statthalter Christi nennt, sondern Kaiser Wilhelm I. gebührt — staatsklug hin, staatsklug her — das menschlich hohe Verdienst, sich seiner unter der Umkehrung oder versteckten Anwendung des Interdikts schwer und zum Teil sehr unfreiwillig leidenden Katholiken erbarmt und ihnen durch fast erniedrigende Verhandlungen mit der schlau triumphirenden Kurie eine geregelte Seelsorge wiedergegeben zu haben. Aber bis auf den heutigen Tag wird die Waffe des Interdikts gegen die Rom verhaßten Altkatholiken geschwungen. Wie viele hundertjährige Simultaneen zwischen Katholiken und Evangelischen am Rhein und an der Mosel, zumeist auf dem Ryswicker Frieden des Jahres 1709 beruhend, dem lebenden Geschlechte beweisen könnten, ist es den römischen Katholiken keineswegs verwehrt, sich in den Besitz eines Gotteshauses mit andern Christen zu teilen. Aber nur keine Gemeinschaft mit diesen bösen Altkatholiken, deren Bestehen allerdings ein fortwährender Einspruch gegen päpstliche Ueberhebung und priesterliche Vermessenheit bleibt; ein künstlich geschaffener Notstand muß dem römischen Oberhirten dazu dienen, die Altkatholiken aus dem Mitbesitze, aus der Mitbenutzung einer Kirche nach der andern zu verdrängen; Notkirchen heißt man die Hilfsräume, wo der römische Priester seine Gläubigen versammelt, indem er sie an der angeblich durch die Altkatholiken entweihten alten Pfarrkirche vorbeiführt. — Wir empfehlen die vortreffliche Schrift unsern Glaubensgenossen aufs wärmste. Sie werden daraus jedenfalls neuen Mut schöpfen, die Altkatholiken insgemein und namentlich in ihrer Bedrängnis als um ihres Glaubens willen verfolgte Brüder hochzuachten und durch Wort und That zu unterstützen, wie es Christenpflicht ist. Crönert

(Noch einmal das Machwerk des Herrn Notowitsch) Im Oktoberheft des Nineteenth Century dieses Jahres setzt sich Professor Max Müller in Oxford mit Notowitschs La vie inconnue de Jésus Christ ausführlich aus einander. Er macht unter anderm darauf aufmerksam, daß wir vorzügliche und vollständige Kataloge aller einigermaßen wichtigen buddhistischen Schriften in Tibet und China besitzen, und zwar von Büchern sowohl wie von Handschriften. Existirten jene Dokumente überhaupt, so wäre es unerklärlich, warum sie dort nie erwähnt werden. Aber es bedarf gar keines Aufwandes von Gründen mehr. Es trifft sich zufällig, daß, während Max Müller seinen Artikel schreibt, ein Brief von einer ihm befreundeten englischen Dame anlangt, die zum Unglück für Herrn Notowitsch an demselben Orte wohnt, wo die mysteriösen Handschriften aufbewahrt werden sollen, und er sein Bein gebrochen haben will. Die ganze Niederlassung mit dem Kloster liegt in der größten Abgeschiedenheit, sodaß man jeden Menschen kennt, der sich dort sehen läßt. Der Besuch eines Fremden ist Ereignis für die Leute. Nun schreibt die Dame — Professor Müller druckt den Brief am Schluß seines Artikels ab —, daß man erstens dort gar nichts von einem russischen Reisenden wisse, zweitens daß in den letzten fünfzig Jahren niemand mit einem gebrochenen Beine dort Aufnahme gefunden habe, und drittens, daß man noch weniger etwas von einem Manuskript über das Leben Issas wisse. — Hoffentlich thut man nun künftig dem Buche nicht mehr die Ehre einer ernsthaften Widerlegung an. Wie ernst man es auch in England zu nehmen geneigt ist, geht schon daraus hervor, daß ein Londoner Verleger sich an Max Müller mit der Bitte gewendet hat, die Uebersetzung ins Englische zu übernehmen! P J

Quittung

Für das evangelische Hospiz in Rom: 80,32 Mk. von H St, Gersau, Schweiz; je 20 Mk. von O St, Spremberg; K, Heidelberg; 10 Mk. von K, Berlin. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 45 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ganze Bibliotheken wie einzelne Werke von Wert kauft gegen sofortige Zahlung zu den höchsten Preisen
Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

* Zahlreiche freiwillige Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen.
18. Februar 1894
M.., Pastor, **B..** bei Bremhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe
für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und reinwollen,
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu **billigsten Preisen**
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurrieren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig.
4. April 1894. **A..**, Pastor, **G..** (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Im Verlag von **Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.**, erschien:
Rektor C. O. Schäfer
Erziehungslehre
Ein Leitfaden und Lesebuch
für Schule und Haus
Frankfurt am Main, 1894
Preis geb. 90 Pfge

In der Hand von **angehenden Lehrern und Lehrerinnen**, heranwachsenden **Töchtern** oder auch **junger Eltern** will das Büchlein, das bereits in der Presse Beifall und in einer Reihe von Lehranstalten Empfehlung und Einführung gefunden hat, ein freundlicher **Ratgeber**, ein belehrender, warnender und mahnender Freund sein.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung ist bereit, den Vorständen von Lehrerseminaren und Lehrerinnenseminaren bei beabsichtigter Prüfung Probeexemplare **gratis** und **franko** zu liefern.

Frankfurt a. M.
Verlagsbuchhandlung von
Moritz Diesterweg

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. **Wiesbaden**.

Soeben erschien:
G. W. Schulze,
Geistliche Lieder
25. Jubiläums-Auflage.
Mit Einfassungen und Titelbild, gebunden in Celluloid-Reliefband mit Goldschnitt. 6 M.
Ein Band geistlicher Lieder, der 25 Auflagen erlebt hat, bedarf einer weiteren Empfehlung nicht.
Sehr geeignet
als Weinachtsgeschenk
R. Mühlmanns Verlag (Max Große),
Halle a. S., Schulstr. 10.

N. Einsend. von 40 Pfg. franko:
Gustav Adolf
Ein Vortrag von Spannenberg
A. Helmichs Verlag, Bielefeld.

Preisermäßigung
von 276 Schriften
aus dem Verlag
von
C. Bertelsmann
in Gütersloh.

Das Verzeichnis wird gratis und franko versandt.

Korbflaschen
zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft,
Duisburg a. Rh.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

In meinem Verlage erschien:
August Kaysers Theologie des Alten Testaments
Zweite Auflage
auf Grund der von Prof. D. E. Reuß besagten ersten Ausgabe
neu bearbeitet
von
Prof. K. Marti,
Pfarrer in Muttenz und Dozent an der Universität Basel.

Preis: 4.— Mk. geheftet, 5.— Mk. gebunden.

Das Werk fand sowohl in der Christlichen Welt (vide Nr. 43), wie in andern maßgebenden Zeitschriften die günstigste Beurteilung.
Straßburg im Els.
Friedrich Bull, Verlagsbuchhandlung.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Albert, Pfr. Lic. Dr. F. R., **Die Geschichte der Predigt in Deutschland** bis Luther. I. Teil: Die Zeit vor Karls des Großen Tod. 600—814. 2,80 M. II. Teil: Lateinische Predigten v. Verf. deutscher Herkunft. 814—1100. 2,80 M.

Hundert Jahre aus der Geschichte der Reformation in den Niederlanden. 1518—1619. Von Prof. C. P. Hofstede de Groot. Aus dem Holländ. v. O. Greeven. Vorwort von Prof. Dr. Nippold. 6 M., geb. 7 M.
Für weitere Kreise höchst interessant.

Müller-Eggen, J., Ein Blick auf unsre Zeit. Aus dem Norwegischen von P. Hansen. 3 M., geb. 3,60 M.

Pfotenhauer, P. J., Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. Ein Bild aus der ältern röm. Missionsthätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte röm. Mission. 3 Bde. 12,60 M., geb. 14,50 M.

Richter, P. J., Uganda. Ein Blatt aus der Geschichte der evangel. Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika. Mit Vorwort von D. G. Warneck. 3 M., geb. 3,75 M.

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.	ohne Porto und Kiste.

Vorzügliche Ausführung in Elfenbeinmasse.
Auf Holz gebrannte und gemalte Sprüche in verschiednen Größen (z. B. 30 × 50 cm). Preis 6 bis 10 Mk.
Jeder Spruch wird in 2 bis 6 Tagen angefertigt.
Theolog. Antiquariat. — Ankauf von Bibliotheken.
Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**), Berlin, W. 9, Linkstr. 4.

Soeben erschien in zweiter Auflage:
Weihnachtsoratorium
Kirchliche Feier für gemischten Chor, Sopran-, Alt-, Tenor- und Baß-Soli mit Begleitung von Streichinstrumenten und Orgel oder Klavier (mit Gemeindegesang) komponirt von **H. Barth.**
Klavierauszug mit Text Mk. 3.— no. Solostimmen à Mk. —.20 no. Chorstimmen à Mk. —.50 no. Streichquartettstimmen à Mk. —.50 no. Text 15 Pfge. no.
Verlag von Fritz Schuberth jun. in Leipzig.

Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig
Soeben erschien in meinem Verlage:
Rhode, Adolf, Pfarrer in Chemnitz, **Christenlehre**
Eine Handreichung für den **Konfirmandenunterricht** und den **Religionsunterricht höherer Stufe**, ein Geleitsbuch für konfirmirte Christen jeden Alters, die sich tiefer im Glauben gründen wollen.
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Preis kart. Mk. 1,00.
Die erste Auflage dieses glänzend rezensirten Büchleins war binnen Jahresfrist vergriffen.
Ferner von demselben Herrn Verfasser:
Vaterunser
Anleitung, wie man es mit rechtem Verstand beten soll
Preis 15 Pfennige.
Vorzüglich geeignet zum Verteilen in Betstunden, Kindergottesdiensten u. s. w.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig